Illustrierte nordische

Volks- und Hausmärchen

Erste Sammlung

Verlag von Albert Langen in München

Nordische Volks- und Hausmärchen

Erste Sammlung

Nordische Volks- und Hausmärchen

Gesammelt

von

P. Chr. Asbjörnsen und Jörgen Moe

Ausgewählt und herausgegeben

von

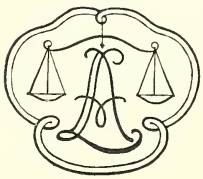
Björn Björnson

Deutsch

von

Pauline Klaiber

Erste Sammlung



Albert Langen

Verlag für Litteratur und Kunst

München 1909

Nordische Volks- und Hausmärchen

Gesammelt

von

P. Chr. Asbjörnsen und Jörgen Moe

Erste Sammlung

Mit vielen Zeichnungen

von

Erik Werenskjold

Albert Langen
Verlag für Litteratur und Kunst
München 1909

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/nordischevolksun11asbj

398
Jontz
#1659
Sonn

Inhalt

Seite

Vorwort von Björn Björnson 7
Die drei Königstöchter im blauen Berge 9
Der Bursche mit dem Bierfäßchen 37
Der Speisekammerschlüssel im Wickel 43
Der Reisekamerad 46
Die Prinzessin, die immer das letzte Wort haben wollte 67
Der Hahn und der Fuchs 73
Von den Burschen, die die Trolle im Hedalwalde trafen 76
Der siebente Vater im Hause 82
Der gute Meister Petz 86
Wie der König seine Hasen hüten ließ 90
Der Pfarrer und der Küster 103
Aschenbrödel, der die Prinzessin im Lügen übertrumpfte 106
Der Kohlenbrenner 110
Der Widder und das Schwein, die in den Wald gingen, um für sich zu wohnen 121
Die Mühle, die auf dem Meeresgrunde mahlt 128
Die Frau gegen den Strom 136
Vom Hasen, der verheiratet gewesen war 141
Die Braut des Großbauern 144
Schloß Soria Moria 151
Schlecht belohnte Wohltat 167

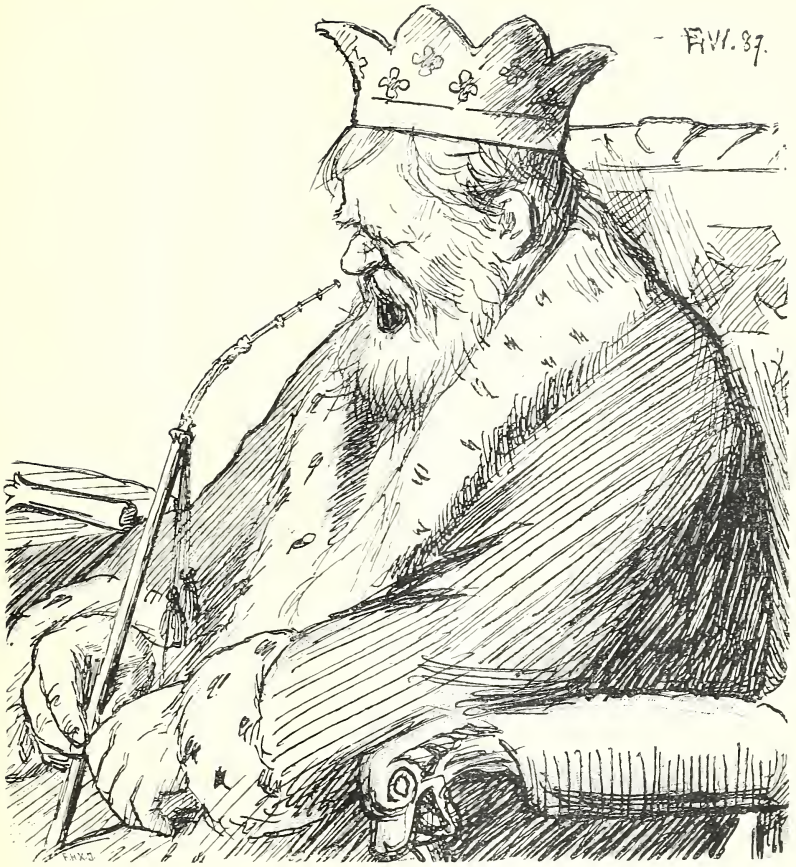
Vorwort

Ich halte es für eine sehr glückliche Idee, daß der Verlag von Albert Langen in München eine Übersetzung der norwegischen Märchen von Asbjörnsen und Moe in einer billigen Volksausgabe herausgibt. Nicht nur als Norweger freue ich mich darüber, sondern auch, weil diese Märchen selbst es verdienen, in den weitesten Kreisen bekannt zu werden; denn in ihrer in der Regel knappen Form, ihrer ausgeprägten Eigentümlichkeit, ihrer individuellen und charakteristischen Darstellung sind sie etwas ganz Besonderes in der Märchenliteratur. Überall sprudelt und lacht uns der Humor entgegen und ist oft stark und keck wie das Volk selbst. Die unendliche Weite der Hochebene und das tiefe Rauschen der Wälder . . . Selbst da, wo wir auf gemeinsamen Boden mit deutschen und orientalischen Märchenerzählern geraten, hat die norwegische Darstellung doch meistens etwas Persönliches, so daß es einen nicht langweilt, schon halb Bekanntem zu begegnen.

Schließlich sei es mir noch vergönnt, hier ein paar Worte über den norwegischen Troll zu sagen. Die Trolle sind mehr als andere solche Spukgeister mit der Natur verwandt, in der sie leben. Wenn ein solcher Troll viele hundert Jahre still da oben gesessen hat, sieht er aus, als sei er aus den Gebirgen und den Wäldern herausgewachsen. Die Farbe gleicht der der Felsen und dem Moosgrund des Waldes, und auf seinem Körper wachsen Bäume und Sträucher.

Schwerfällig und dumm tappt er einher; oft ist er so groß wie die Berge, und die Bäume des Hochwalds sind im Vergleich mit ihm nur niedere Grashalme. Er hat einen Rüssel und ungeheure Auswüchse an Kopf und Körper. Bald hört man sein zorniges Gebrüll, bald rollen Lachsalven über Berge und Täler hin; er trampft und stapft daher wie die Ungeheuer der Vorzeit und grunzt wie ein Schwein. Bisweilen sind die Trolle gutmütig und in all ihrer großen Dummheit leichtgläubig. Man begegnet ihnen auf dem Festland und als Seeungeheuer auf dem Meere mit Unheil und Tod im Gefolge, oder sie liegen ruhig droben in den Seen der dichten Wälder, aus denen sie mit einem einzigen großen Auge herausglotzen. Man hört sie über die großen Hochebenen einander zurufen; das tönt wie ein Stöhnen aus dem Innern der Erde, oft auch wie lautes Donnern und Krachen, so daß es in den fernen Bergen widerhallt. Auch in Schweden gibt es Trolle, aber niemals in dem milden, flachen dänischen Lande. Dort wohnt das Alben- und Elfenvolk; die Trolle gedeihen dort nicht. Gewiß ist wohl ab und zu einmal der eine oder andere große Troll durchs Meer gewatet und hat einen Blick in die unbewaldeten, sonnigen Gegenden Dänemarks geworfen; aber dann hat er seine vielen Köpfe geschüttelt und ist durch das Meer, das unter seinen schweren Tritten hoch aufschäumte, nach Norwegen zurückgekehrt, denn da ist seine Heimat.

Björn Björnson



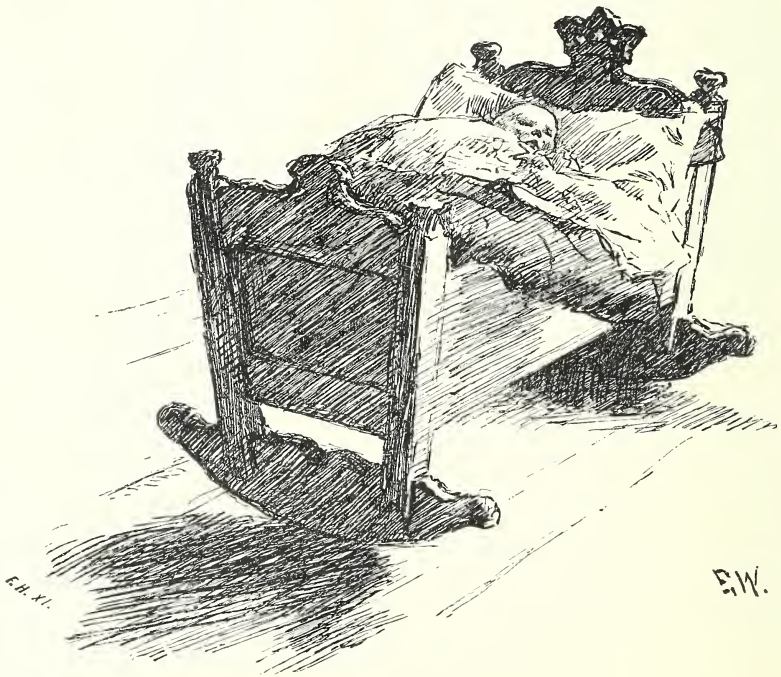
Die drei Königstöchter im blauen Berge

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder, und darüber grämten sie sich so sehr, daß sie fast keine frohe Stunde mehr hatten. Eines Tages stand der König auf dem Altan und sah über die großen Länderstrecken hin und alles, was ihm zu eigen gehörte. Es war sehr viel und sah sehr schön aus; aber er dachte, er könne sich gar nicht darüber freuen, wenn er nicht wüßte,

was aus dem allem nach seinem Tode werden solle. Während er nun so dastand und sinnierte, kam ein altes Weib des Weges daher, das die Leute in Gottes Namen um ein Almosen bat. Sie begrüßte den König, knixte und fragte, was denn dem Herrn König fehle, daß er so unglücklich aussehe.

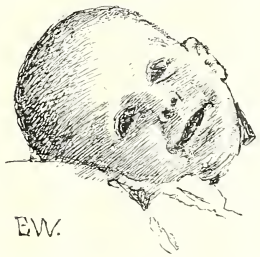
„Ach, meine gute Frau, da kannst du mir nicht helfen," sagte der König. „Es würde nichts nützen, wenn ich es dir auch erzählte."

„Aber es wäre doch vielleicht möglich," erwiderte die Bettelfrau; „zum Glück braucht es oft recht wenig. Der Herr König denkt daran, daß er für sein Reich und Land keinen Erben hat," fuhr sie fort. „Aber darum braucht Er sich nicht zu sorgen; der Herr König wird mit der Frau Königin drei Töchter haben, aber Er muß diese Töchter



wohl hüten, daß sie nicht unter den freien Himmel kommen, bis sie fünfzehn Jahre alt geworden sind; sonst kommt eine Schneewolke und entführt sie."

Als die Zeit herangekommen war, genas die Königin eines



schönen Mägdleins; im nächsten Jahr ging es ebenso und im dritten desgleichen.

Der König und die Königin waren über alle Maßen glücklich; aber so beglückt der König auch war, so vergaß er doch nicht, eine Wache vor die Stubentür zu stellen, damit die Prinzessinnen nicht hinauswitschten.

Als die Königstöchter heranwuchsen, wurden sie hold und schön, und es ging ihnen auch in jeder Weise gut. Das einzige Traurige war, daß sie nicht hinaus durften, um wie andere Kinder im Freien

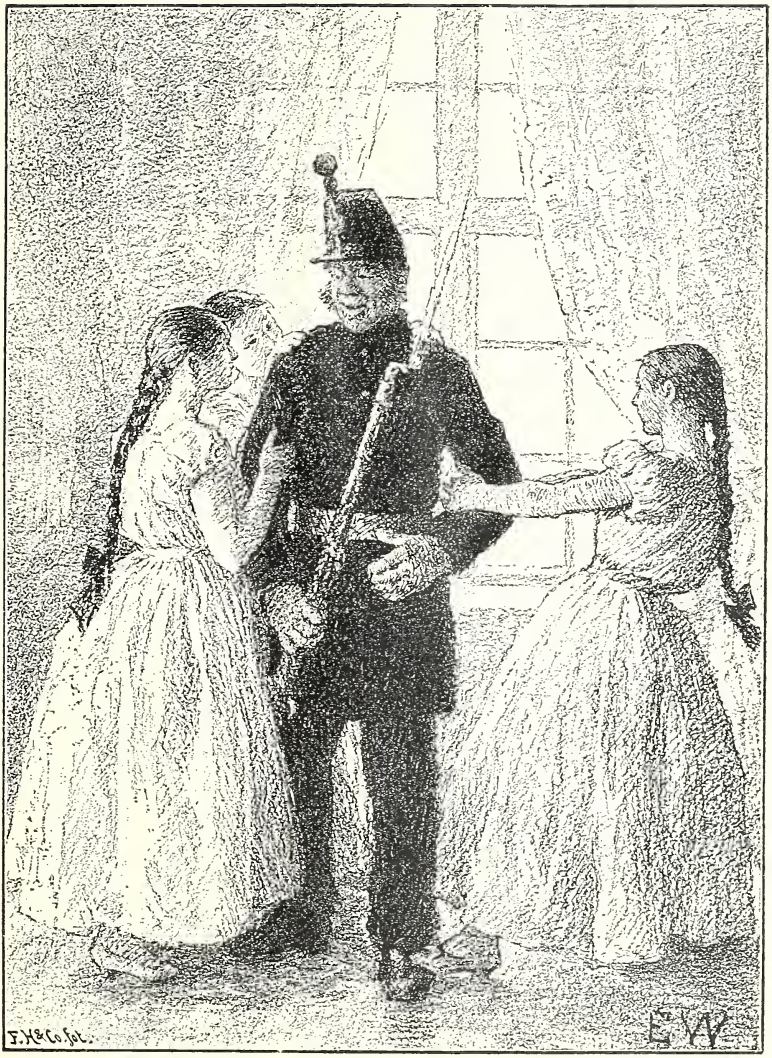
zu spielen; aber so oft sie auch die Eltern darum anflehten, und so oft sie auch bei der Wache bittelten und bettelten, — es nützte alles nichts, hinaus durften sie nicht, bis sie alle fünfzehn Jahre geworden wären.

Eines Tages, nicht lange, bevor die jüngste Königstochter ihr fünfzehntes Jahr vollendet hatte, waren der König und die Königin bei dem schönen Wetter ausgefahren; die Prinzessinnen aber standen am Fenster und schauten hinaus. Die Sonne schien, und alles ringsum war herrlich grün und schön, die Prinzessinnen dachten, sie müßten hinaus — es möchte gehen, wie es wollte. Alle drei bittelten und bettelten, der Posten solle sie doch in den Garten hinauslassen; er könne ja selbst sehen, wie warm und schön es sei, an so einem Tag könne unmöglich ein Schneesturm daherkommen.

Nun, der Posten meinte ja auch, es sehe nicht danach aus, und wenn die Prinzessinnen durchaus hinausgehen wollten und müßten, dann sollten sie eben gehen, sagte er. Aber es sollte nur auf einen einzigen kurzen Augenblick sein; und er selbst wolle auch mitgehen und auf sie aufpassen.

Als sie in den Garten hinunterkamen, sprangen sie lustig umher wie Zicklein, pflückten Hände voll Blumen und grünen Zweigen, das schönste, was sie sahen. Schließlich konnten sie nicht noch mehr tragen; aber als sie eben hineingehen wollten, fiel ihr Blick auf eine große Rose, die ganz am andern Ende des Gartens blühte. Diese Rose war viel, viel schöner als alles andere, was die Prinzessinnen gefunden hatten; deshalb wollten sie sie durchaus auch noch haben. Aber in dem Augenblick, wo sie sich vorbeugten, um die Rose zu pflücken, kam eine große, dichte Schneewolke daher, — und die Prinzessinnen waren verschwunden.

Das war ein Jammer im ganzen Lande, und der König ließ in

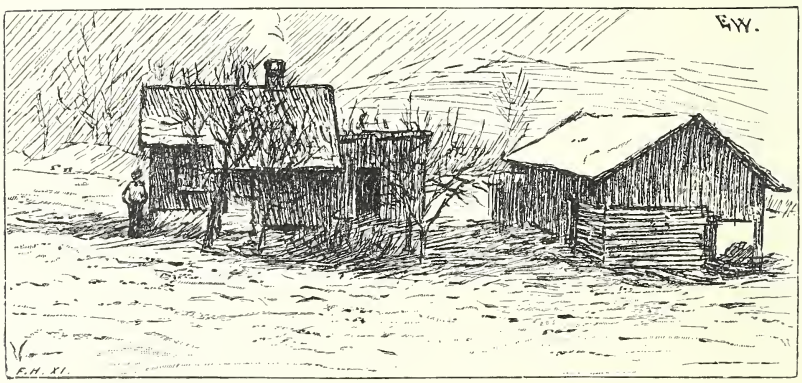

E. W.

allen Kirchen verkündigen, wer immer die Prinzessinnen erretten würde, solle das halbe Königreich, seine goldene Krone und obendrein eine von den Prinzessinnen, welche er wolle, zur Frau bekommen. Da gab es natürlich Männer genug, die das halbe Königreich und eine Prinzessin obendrein gerne gewonnen hätten, und Vornehme und Geringe zogen aus nach allen Enden und Ecken des Landes. Aber keiner konnte die Königstöchter finden, noch auch nur die geringste Spur von ihnen entdecken.

Nachdem nun alle die Großen und Höchsten im Lande ausgezogen waren, wollten sich auch noch ein Hauptmann und ein Leutnant aufmachen und ihr Glück versuchen. Jawohl, der König rüstete sie mit Silber und Gold aus und wünschte ihnen alles Glück auf die Reise.

Nun war da ein Soldat, der wohnte mit seiner Mutter in einem Häuschen gerade vor dem Königsschlosse. Diesem träumte in einer Nacht, auch er zöge aus und suche die Prinzessinnen. Am Morgen erinnerte er sich noch deutlich an das, was er geträumt hatte, und besprach sich mit seiner Mutter darüber.

„Höre, da könnte irgend eine Hexerei mit im Spiele sein," sagte



die Mutter. „Du mußt drei Nächte hintereinander dasselbe träumen, sonst kann man sich nicht darauf verlassen."

Aber in den zwei folgenden Nächten ging es geradeso; beide Male kam derselbe Traum wieder; der Soldat meinte, er müsse ausziehen. Er wusch sich also, zog seine Uniform an und begab sich aufs Schloß in die Küche — es war gerade einen Tag, nachdem die beiden andern ausgezogen waren.

„Geh du nur wieder heim," sagte der König. „Die Prinzessinnen hängen jetzt wohl zu hoch für dich," sagte er, „und dann habe ich auch schon so viel Reisegeld hergegeben, daß heute keines mehr da ist. Komm lieber an einem andern Tag wieder!"

„Wenn ich gehe, dann will ich heute gehen," sagte der Soldat. „Reisegeld brauche ich nicht so notwendig; ich will nichts als einen Trunk in die Flasche und Speise in meine Tasche," sagte er. „Aber ein ordentlicher Schnappsack muß es sein, so viel Fleisch und Speck, wie ich nur zu tragen vermag."

Jawohl, das solle er bekommen, wenn er sonst nichts verlange, lautete da die Antwort.

So machte er sich denn auf den Weg, und er war noch nicht viele Meilen gegangen, als er den Hauptmann und den Leutnant einholte.

„Wo willst du hin?" fragte der Hauptmann, als er die Uniform sah.

„Ich will ausziehen und versuchen, ob ich die drei Königstöchter finden kann."

„Das wollen wir auch," sagte der Hauptmann. „Und da du den gleichen Zweck hast, darfst du dich uns anschließen; denn wenn wir sie nicht finden, dann findest du sie sicher auch nicht, mein Junge," sagte er.

Nachdem sie eine Weile miteinander gewandert waren, verließ der Soldat die Landstraße und schlug einen Waldweg ein.

„Nun, wo willst du hin?“ fragte der Hauptmann. „Es ist gewiß am besten, wenn wir auf der Landstraße weitergehen,“ sagte er.

„Das ist wohl möglich,“ antwortete der Soldat. „Aber mein Weg führt hier weiter.“

Er blieb auf dem Pfade, und als die beiden andern das sahen, drehten sie um und kamen ihm nach. Es ging weiter und immer weiter, durch große Wälder und durch enge, unbekannte Täler. Schließlich wurde es hell, und als die Wanderer aus dem Walde hinauskamen, standen sie vor einer langen, langen Balkenbrücke, über die sie hinüber mußten. Vor der Brücke aber stand ein Bär als Wache; dieser richtete sich auf und kam auf sie zu, als wenn er sie fressen wollte.

„Was tun wir jetzt?“ fragte der Hauptmann.

„Es heißt, der Bär ist sehr gierig auf Fleisch,“ sagte der Soldat und warf ihm eine Vorderkeule hin. Da kamen sie vorbei. Aber an dem andern Ende der Brücke stand ein Löwe, der brüllte und lief ihnen mit aufgesperrtem Rachen entgegen, als wenn er sie alle drei verschlingen wollte.

„Jetzt ist es am besten, wenn wir die Füße heimwärts wenden, hier kommen wir nicht lebend vorbei,“ sagte der Hauptmann.

„Ach, der ist wohl auch nicht so gefährlich!“ sagte der Soldat. „Ich habe gehört, der Löwe ist wie toll auf Speck aus, und in meinem Schnappsack habe ich ein halbes Schwein,“ sagte er. Er warf dem Löwen einen Schinken hin; der begann sogleich zu nagen und zu beißen, und so kamen die drei auch hier durch.

Gegen Abend erreichten sie einen großen, prächtigen Hof. Ein Zimmer war schöner als das andere, und es gleißte und glänzte,

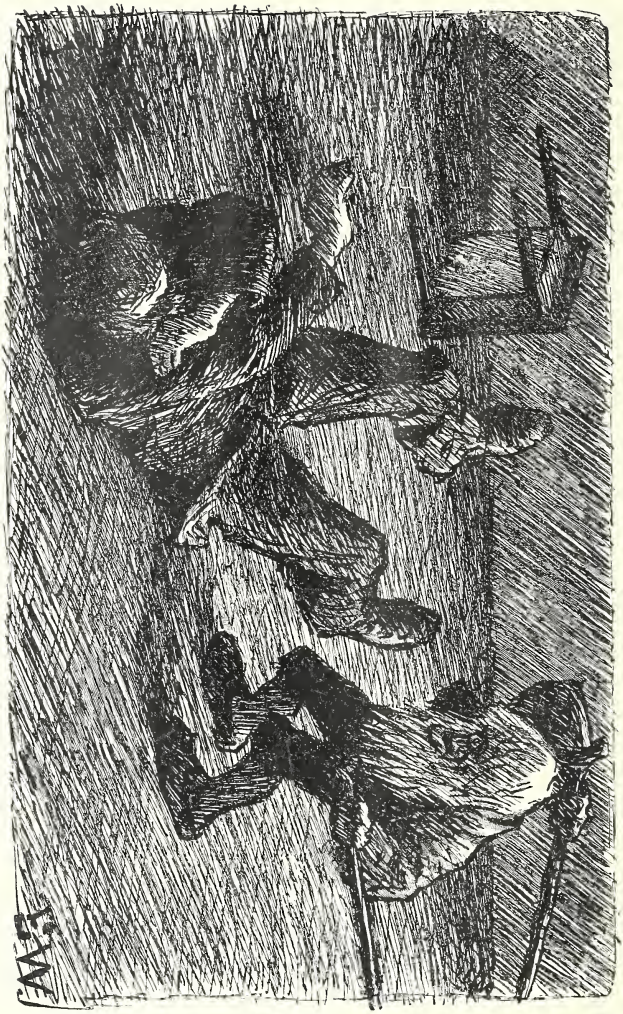
wohin sie sahen. Aber das war nichts für den Magen. Der Hauptmann und der Leutnant klimperten mit ihrem Gelde in den Taschen und hätten sich gern etwas zu essen gekauft, aber sie sahen niemand und fanden auch nirgends etwas zum Nagen oder zum Beißen. Da bot ihnen der Soldat aus seinem Schnappsack Fleisch und Speck an. Sie waren durchaus nicht stolz und ließen sich nicht lange nötigen, sondern aßen von dem, was der Soldat hatte, so eifrig, als wenn sie noch nie etwas gegessen hätten.

Am nächsten Tage sagte der Hauptmann, sie müßten auf die Jagd gehen und sich etwas verschaffen, wovon sie leben könnten. Dicht bei dem Hofe war ein großer Wald, der war voller Hasen und Vogelwild. Der Leutnant sollte daheim bleiben und das Haus besorgen und den Rest von des Soldaten Mundvorrat kochen. Indessen schossen die andern so viel, daß sie es kaum nach Hause tragen konnten. Aber als sie ans Tor kamen, war der Leutnant sehr elendig daran, er konnte ihnen kaum noch aufmachen.

„Was ist denn mit dir geschehen?" fragte der Hauptmann.

Nun, da erzählte er: gleich nachdem die andern gegangen waren, war ein winzig kleiner Mann mit einem langen Bart an Krücken hereingehumpelt und hatte ihn flehentlich um einen Heller gebeten. „Aber als er ihn bekommen hatte," sagte der Leutnant, „ließ er ihn auf den Boden fallen, und ob er sich auch alle Mühe gab, er konnte ihn nicht aufheben, so zitterig und lendenlahm war er. Der alte Tropf tat mir leid, und so bückte ich mich, um den Heller aufzuheben. Aber da war er auf einmal nicht mehr zitterig und lendenlahm; er bearbeitete mich mit seinen Krücken, daß ich bald kein Glied mehr rühren konnte."

„Du solltest dich schämen! Du, ein Soldat des Königs, läßt dich von einem Krüppel durchprügeln; und dann redest du obendrein



noch davon!“ sagte der Hauptmann. „Pah, morgen bleibe ich daheim, dann werdet ihr etwas anderes erleben!“

Nun also, am nächsten Tage gingen der Leutnant und der Soldat auf die Jagd; der Hauptmann blieb daheim, um das Essen zu kochen und das Haus zu hüten. Aber wenn es ihm nicht schlechter ging, so ging es ihm auch nicht besser. Nach einiger Zeit kam der alte Mann und bat um einen Heller. Sobald er ihn hatte, ließ er ihn fallen, und das Geldstück verschwand und blieb verschwunden. Da bat er den Hauptmann, er solle ihm suchen helfen; der überlegte nicht lange, sondern bückte sich, um zu suchen. Aber er hatte sich noch nicht recht gebückt, als der Alte ihn mit seinen Krücken durchbläute, und so oft der Hauptmann sich aufrichten und sich wehren wollte, bekam er einen Schlag, daß ihm Hören und Sehen verging. Als die andern am Abend heimkamen, lag der Hauptmann noch auf demselben Fleck und konnte kein Glied rühren.

Am dritten Tage mußte der Soldat daheim bleiben, während die beiden andern auf die Jagd gingen. Der Hauptmann sagte, er solle sich wohl in acht nehmen. „Denn dich schlägt der Alte auf der Stelle tot, mein Junge,“ sagte er.

„Ach, da müßte einem das Leben sehr verleidet sein, wenn man es sich von so einem alten Krüppel nehmen ließe,“ meinte der Soldat.

Kaum waren die beiden andern zur Tür hinaus, als der alte Mann auch schon da war und um einen Heller bat.

„Geld habe ich noch nie besessen,“ entgegnete der Soldat, „aber zu essen sollst du bekommen, sobald das Mahl gekocht ist,“ sagte er. „Aber wenn wir kochen wollen, mußt du das Holz dazu spalten.“

„Das kann ich nicht,“ sagte der Mann.

„Kannst du es nicht, so mußt du es lernen,“ sagte der Soldat. „Das wird bald geschehen sein; komm nur mit mir in den Holzstall!“

2*

Dort zog der Soldat einen dicken Prügel heraus und schlug die Axt hinein, daß ein großer, tiefer Spalt entstand.

„Jetzt mußt du dich hinlegen und genau dem Spalt entlang sehen, dann wirst du bald lernen, wie man Holz spaltet," sagte der Soldat. „Indessen will ich hier hauen und spalten."

Nun, der Alte war nicht sehr schlau; er tat, was ihm geheißen worden war; er legte sich nieder und untersuchte und untersuchte den Spalt im Prügel. Sobald nun der Soldat sah, daß der Bart ordentlich in den Spalt hineingeraten war, schlug er die Axt heraus und verbläute den Alten mit dem Rücken der Axt. Dann schwang er die Axt über dessen Kopf und schwur, er werde ihm die Hirnschale zerschmettern, wenn er nicht auf der Stelle sage, wo die Königstöchter seien.

„Laß mir mein Leben, laß mir mein Leben, ich will es dir sagen!" rief der Alte. „Ostwärts von diesem Hofe ist ein großer Hügel," sagte der Alte. „Oben auf diesem Hügel mußt du ein viereckiges Rasenstück herausschneiden, dann siehst du eine schwere Steinplatte, und unter dieser findest du ein tiefes Loch. In dieses Loch mußt du dich hinunterlassen, dann kommst du in eine andere Welt; und da sind die Königstöchter bei dem Bergtroll. Aber es geht sehr weit hinunter, es ist ganz dunkel da, und der Weg führt durch Wasser und Feuer hindurch."

Nachdem der Soldat dies und alles, was er wissen wollte, erfahren hatte, befreite er den eingeklemmten Alten aus seiner Lage, und der war im Handumdrehen verschwunden.

Als der Leutnant und der Hauptmann heimkamen, waren sie sehr erstaunt, den Soldaten noch am Leben zu finden. Nun, der erzählte von Anfang bis zu Ende, wie es ihm ergangen war, und sagte auch, wo die drei Königstöchter seien, und wie man sie finden könnte. Da wurden die andern so vergnügt, als wenn sie die Königs-

töchter allbereits hätten; und nachdem sie sich sattgegessen hatten, nahmen sie einen Korb und so viel Stricke und Seile, wie sie nur finden konnten, und gingen alle drei nach dem Hügel. Da machten sie zuerst das Rasenstück los, wie der Alte gesagt hatte; darunter fanden sie eine große, schwere Steinplatte, aber sie war doch nicht so schwer, daß die drei Männer sie nicht hätten bewältigen können. Dann wollten sie messen, wie tief das Loch sei. Sie banden zwei und dreimal neue Seile aneinander, fanden aber keinen Grund, beim dritten Mal so wenig wie beim ersten Male. Zuletzt banden sie alles, was sie hatten, aneinander, die dicken wie die dünnen Stricke, und da fühlten sie, daß es hinunter reichte.

Natürlich wollte der Hauptmann zuerst hinunter. „Aber wenn ich am Seil ziehe," sagte er, „müßt ihr mich eiligst wieder heraufziehen." Es war dunkel und häßlich da drinnen, aber er dachte, er müsse es aushalten, wenn es nur nicht schlimmer käme. Aber plötzlich sausten ihm kalte Wasserströme um die Ohren; da bekam er eine Todesangst und zog hastig am Seil.

Nun, dann wollte es der Leutnant versuchen; aber es ging ihm nicht viel anders als dem ersten. Nachdem er durch die Wasserflut hindurchgekommen war, sah er unter sich im Abgrund ein Feuer auflodern; da bekam auch er Angst und trat die Rückreise an.

Jetzt machte sich der Soldat auf den Weg. Er ließ sich hinabgleiten durch Wasser und Feuer hindurch, immer weiter, bis er auf dem Boden ankam. Da drunten war es so stockdunkel, daß er die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Er wagte auch den Korb nicht loszulassen; so drehte er sich nur im Kreise herum, streckte die Arme aus und tastete um sich her. Doch plötzlich sah er weit, weit draußen einen kleinen Lichtschein, nur wie einen Schimmer; auf den ging er zu. Nachdem er eine Strecke gegangen war, wurde es heller um

ihn her, und dann dauerte es nicht lange, da sah er, daß da eine goldene Sonne am Himmel aufging, und darauf wurde es hell und schön, gerade wie in der andern Welt droben. Zuerst begegnete er einer großen Viehherde mit so fetten Kühen, daß sie nur so glänzten; und als er an der Herde vorüber war, kam er an ein großes, prächtiges Schloß. Da ging er durch viele Zimmer, ohne einen Menschen zu treffen. Schließlich hörte er ein Spinnrädchen schnurren, und als er eintrat, saß da die älteste Königstochter und spann Kupferfäden, und die Stube und alles, was darin war, war aus blankgescheuertem Kupfer.

„Ei, wie kommt ein Christenmensch hierher?“ fragte die Prinzessin. „Gott soll mich bewahren, was willst du?“

„Ich will dich aus dem Berge befreien,“ antwortete der Soldat.

„Lieber Freund, geh, geh! Wenn der Bergtroll heimkommt, bringt er dich auf der Stelle um. Er hat drei Köpfe,“ sagte sie.

„Das ist mir einerlei, und wenn er vier hätte!“ sagte der Soldat. „Nun ich da bin, will ich auch da bleiben.“

„Ja, wenn du so eigensinnig bist, muß ich wohl sehen, ob ich dir helfen kann,“ sagte die Königstochter. Dann befahl sie ihm, hinter den großen Braubottich zu kriechen, der im Vorzimmer stand, indessen wolle sie den Berggeist in Empfang nehmen und ihn laufen, bis er einschlafe. „Aber wenn ich hinausgehe und die Hühner locke, daß sie hereinkommen und aufpicken, was von seinem Kopfe fällt, dann mußt du rasch herbeikommen,“ sagte sie. „Jetzt versuche zuerst, ob du das Schwert schwingen kannst, das dort auf dem Tische liegt.“

Nein, es war ihm zu schwer, er konnte es nicht einmal von der Stelle rühren. Da durfte er zur Stärkung einen Schluck aus dem Horne nehmen, das hinter der Gangtüre hing; da war er so weit, daß er das Schwert bewegen konnte.

Nun, da nahm er noch einen Schluck, und da konnte er es

aufheben. Aber dann nahm er einen recht großen Schluck, da konnte er das Schwert schwingen, so schnell er wollte.

Plötzlich kam der Bergtroll dahergesaust, daß das ganze Schloß erbebte.

„Pfui, pfui! Ich wittre Christenblut in meinem Hause!“ rief er.

„Ja, es ist vorhin ein Rabe vorbeigeflogen, der hatte einen Menschenknochen im Schnabel und ließ ihn in den Schornstein fallen. Ich warf ihn wohl hinaus und fegte und wusch nachher auch tüchtig, aber es wird wohl immer noch danach riechen,“ antwortete die Prinzessin.

„Ja, ich rieche es wohl,“ sagte der Troll.

„Aber komm jetzt, dann will ich dich lausen,“ sagte die Prinzessin. „Vielleicht ist es vorbei, wenn du erwachst.“

Dazu war der Troll gleich bereit, und es dauerte nicht lange, bis er laut schnarchte. Als die Königstochter merkte, daß er eingeschlafen war, stützte sie ihm die Köpfe mit Stühlen und Federkissen und lockte dann die Hühner. Da schlich sich der Soldat mit dem Schwert herein und schlug dem Troll alle drei Köpfe mit einem Hieb ab.

Die Prinzessin lachte und sang vor lauter Freude und geleitete ihn zu ihren Schwestern, damit er diese auch aus dem Berge befreie. Zuerst ging es über einen Hofplatz, und dann durch viele große Zimmer, bis sie an eine gewaltige Türe kamen.

„Hier mußt du hineingehen,“ sagte die Königstochter. „Jetzt sind wir da.“

Als er die Tür öffnete, war dahinter ein großer, großer Saal, wo alles aus lauterem Silber war; da saß die mittlere Königstochter und spann an einem silbernen Rädchen.

„Ach, daß Gott erbarm! Was willst du hier?“ rief sie.

„Dich von dem Troll befreien,“ sagte der Soldat.

„Ach, lieber Freund, geh nur wieder!“ rief die Prinzessin. „Wenn er dich findet, bringt er dich auf der Stelle um.“

„Das ist nicht unwahrscheinlich — wenn ich ihn nicht zuerst umbringe,“ sagte der Soldat.

„Ja, wenn du durchaus willst,“ antwortete sie, „dann kannst du hier im Flur hinter den großen Bottich kriechen. Aber wenn ich die Hühner locke, mußt du gleich hereinkommen.“

Zuerst aber mußte er noch versuchen, ob er Manns genug sei, das Trollschwert zu schwingen, das auf dem Tische lag; es war viel größer und schwerer als das erste, und er war kaum imstande, es von der Stelle zu rücken. Hierauf nahm er drei Schlucke aus dem Horn, da war er stark genug, es aufzuheben, und als er noch drei Schlucke genommen hatte, konnte er damit fechten, wie mit einer Backschaufel.

Kurz darauf donnerte und dröhnte es laut und immer lauter, daß es ganz schrecklich anzuhören war, und da kam auch schon ein Troll mit sechs Köpfen daher.

„Pfui, pfui!“ rief er, gleich als er die Nase zur Tür hereinsteckte. „Ich wittre, wittre Christenfleisch in meinem Hause!“

„Ja, denk dir nur, vor einer Weile kam ein Rabe mit einem Schenkelknochen dahergeflogen und ließ ihn durch den Schornstein herunterfallen,“ sagte die Königstochter. „Er warf ihn herein, und ich warf ihn hinaus. Schließlich brachte ich ihn fort und räucherte schnell hier drinnen; aber der Geruch ist wohl trotzdem nicht so rasch vergangen,“ sagte sie.

„Nein, ich rieche ihn noch gut,“ sagte der Troll. Aber dann war er müde und legte seine Köpfe der Prinzessin in den Schoß, und die lauste sie, bis sie alle miteinander laut schnarchten. Da lockte sie die Hühner, und dann kam der Soldat herein und hieb alle sechs Köpfe ab, als wenn es nur Kohlköpfe gewesen wären.

Auch diese Königstochter war natürlich nicht weniger vergnügt als die erste, aber während sie miteinander tanzten und sangen, fiel ihnen ihre jüngste Schwester ein; da wiesen sie den Soldaten über einen großen Hof und durch viele, viele Zimmer, bis er in einen goldenen Saal zu der dritten Königstochter kam. Sie spann einen goldenen Faden an einem goldenen Rädchen, und bis an die Decke hinauf glänzte und gleißte alles, daß einem die Augen ordentlich weh taten.

„Gott steh dir bei und helfe mir und dir! Was willst du hier?“ rief die Königstochter. „Geh, geh, sonst bringt er uns beide um!“

„Einer oder zwei, das ist einerlei,“ sagte der Soldat.

Die Prinzessin weinte und bat, aber es half nichts; er sagte, er wolle dableiben, und er müsse dableiben. Und als alles nichts half, sollte er wenigstens probieren, ob er das Trollschwert schwingen könne, das auf dem Flurtisch lag; aber mehr als es bewegen konnte er nicht — dieses Schwert war noch viel größer und schwerer als die beiden andern. Da durfte er das Horn von der Wand herunternehmen und drei Schlucke daraus trinken; aber trotzdem konnte er nicht mehr als es heben, erst nachdem er zur Stärkung noch drei Schlucke genommen hatte, konnte er es aufheben, und nachdem er noch dreimal getrunken hatte, schwang er es so leicht wie eine Feder. Dann traf die Prinzessin mit dem Soldaten dieselbe Verabredung wie die beiden andern: wenn der Troll fest eingeschlafen sei, wollte sie die Hühner locken, dann solle er rasch hereinkommen und ihm den Garaus machen.

Während sie noch sprachen, ertönte ein Dröhnen und Lärmen, als wenn die Wände und die Decke einstürzen sollten.

„Pfui, pfui! Ich wittre Christenfleisch!“ rief der Troll und schnüffelte mit allen seinen Nasen.

„Ja, so etwas ist noch nie dagewesen; gerade vorhin flog ein Rabe hier vorüber und ließ einen Menschenknochen durch den Schornstein herunterfallen. Ich warf ihn hinaus und er ihn herein, und das ging unaufhörlich so fort," sagte die Prinzessin. „Schließlich habe ich ihn vergraben," sagte sie, „und danach hier gut gescheuert und ausgeräuchert, aber es ist trotzdem noch etwas von dem Geruch zurückgeblieben."

„Ja, das rieche ich," sagte der Troll.

„Komm und lege dich in meinen Schoß, dann will ich dich lausen," sagte die Prinzessin. „Bis du ausgeschlafen hast, ist alles vorbei."

Nun, das tat er, und als er fest schnarchte, stützte sie ihm die Köpfe mit Bänken und Federbetten, daß sie selbst weg konnte, und dann lockte sie die Hühner. Da schlich der Soldat in Strümpfen herein und hieb auf den Troll los, daß acht Köpfe auf einen Schlag wegflogen — das Schwert war zu kurz und reichte nicht weiter. Der neunte Kopf erwachte und fing gleich zu brüllen an: „Pfui pfui, ich wittre Christenfleisch!"

„Ja, hier ist ein Mensch!" rief der Soldat. Und ehe der Troll sich aufrichten und etwas erfassen konnte, versetzte ihm der Soldat noch einen Hieb, und da rollte auch der neunte Kopf herunter.

Nun war die Freude groß bei den Königstöchtern, denn nun brauchten sie die Trollköpfe nicht mehr zu lausen; sie wußten gar nicht, was sie dem, der sie erlöst hatte, alles zuliebe tun sollten, und die jüngste Prinzessin streifte ihren goldenen Ring vom Finger und knüpfte ihn in seine Haare. Dann sammelten sie so viel Gold und Silber, wie sie tragen konnten, und machten sich miteinander auf den Heimweg. Sobald sie am Seil zerrten, zogen der Hauptmann und der Leutnant die Prinzessinnen hinauf, eine nach der andern. Aber als diese gut oben angekommen waren, dachte der Soldat, es sei dumm

von ihm gewesen, daß er sich nicht vor den Königstöchtern in den Korb gesetzt habe und hinaufgefahren sei, denn er traute seinen Kameraden nur halb. Er wollte sie deshalb auf die Probe stellen; darum legte er einen schweren Goldklumpen in den Korb und sprang rasch auf die Seite. Als der Korb etwa halbwegs droben war, hieben sie oben das Seil ab, so daß der Goldklumpen herunterfiel und die Stücke davon dem Soldaten um die Ohren sausten.

„Nun sind wir ihn los!“ sagten sie.

Dann bedrohten sie die Prinzessinnen mit dem Tode, wenn sie nicht aussagten, sie, der Hauptmann und der Leutnant, seien es gewesen, die sie von den Bergtrollen erlöst hätten. Die Prinzessinnen sträubten sich, und ganz besonders die jüngste; aber das Leben verlieren ist schwer, und so bekamen die zwei, die die Macht hatten, ihren Willen.

Als nun der Hauptmann und der Leutnant mit den Prinzessinnen heim kamen, war großer Jubel im Königsschlosse. Der König war so glücklich, daß er nicht wußte, auf welchem Fuß er stehen sollte. Er holte seinen besten Wein aus dem Schranke und schenkte beiden zum Willkommen ein; und wenn ihnen früher keine Ehre erwiesen worden war, so geschah das jetzt, das dürft ihr glauben. Und die beiden stolzierten und brüsteten sich den ganzen Tag wie die Herren, jetzt, wo sie den König zum Schwiegervater bekommen sollten; denn das war klar, daß jeder die von den Prinzessinnen bekommen würde, die er sich wünschte, und noch das halbe Königreich zum Teilen. Beide wollten die jüngste Königstochter haben, aber so sehr sie auch baten und drohten, es half alles nichts, diese wollte um keinen Preis einen von den zweien. Da sprachen sie mit dem König und baten ihn, die Prinzessin von einer zwölf Mann starken Wache bewachen zu lassen; denn seit sie in dem Berge gewesen sei, sagten sie, sei sie

schwermütig, und sie hätten Angst, sie könnte sich ein Leid antun. Nun ja, sie bekamen die Wache, und der König selbst sagte zu der Wache, sie solle gut auf die Prinzessin acht geben und sie überall begleiten, wo sie gehe und stehe.

Dann galt es zum Fest für die beiden ältesten zu kochen und zu backen; es sollte eine Hochzeit werden, wie man noch nie eine gesehen hatte; und sie brauten und buken und schlachteten, es wollte kein Ende nehmen.

Indessen war der Soldat da drunten in der andern Welt. Er fand es recht schwer, daß er nie mehr die Menschen und das Tageslicht sehen sollte. „Aber etwas muß ich doch tun," dachte er. Und so ging er von einem Zimmer ins andere, einen Tag lang, zwei Tage und noch viele andere dazu. Er machte Schränke und Schubladen auf und suchte auf den Borten und besah sich alle die prächtigen Sachen, die sich da fanden. Schließlich kam er an eine Tischlade; er zog sie heraus, und da lag ein goldener Schlüssel darin. Jetzt probierte er mit diesem Schlüssel alle Schlösser, die er fand; aber der Schlüssel paßte in keines hinein, bis er an einen kleinen Wandschrank über dem Bett kam, und in dem Schrank fand er eine alte verrostete Pfeife.

„Es könnte ja ganz nett sein, zu probieren, ob irgend eine Melodie darin sitzt," dachte er und setzte die Pfeife an den Mund. Ehe er sich darüber klar wurde, begann es von allen Seiten her zu sausen und zu brausen, und zugleich ließ sich eine so große Schar Vögel vor ihm nieder, daß der Boden ganz schwarz war.

„Was wünscht unser Herr heute?" fragten die Vögel.

„Wenn ich euer Herr bin," sagte der Soldat, „dann möchte ich wohl wissen, ob ihr mir einen guten Rat geben könntet, wie ich wieder auf die Erde hinaufkommen soll."

Nein, das konnte keiner von den Vögeln. „Aber unsere Mutter ist noch nicht da," sagten sie. „Wem die nicht helfen kann, dem ist nicht zu helfen."

Da pfiff der Soldat noch einmal, und nach einer kleinen Weile hörte er etwas in der Ferne mit den Flügeln schlagen; zugleich erhob sich ein so heftiger Wind, daß der Soldat wie ein Strohwisch im Hofe umhergetrieben wurde; und wenn er sich nicht rasch am Zaune festgehalten hätte, wäre er auf Nimmerwiedersehen fortgeblasen worden. Zugleich ließ sich ein über alle Maßen großer Adler vor ihm nieder.

„Du kommst scharf daher," sagte der Soldat.

„Ich komme so, wie du mir pfeifst," sagte der Adler.

Da fragte der Soldat, ob der Adler ihm einen guten Rat geben könnte, wie man aus der Welt, in der sie jetzt seien, hinauskommen könne.

„Hier kommt keiner hinaus, der nicht fliegen kann," sagte der Adler. „Aber wenn du zwölf Ochsen für mich schlachten willst, daß ich mich ordentlich satt essen kann, dann will ich probieren, ob ich dir helfen kann. Hast du ein Messer?"

„Nein, aber ich habe ein Schwert."

Nachdem sich der Adler an den zwölf Ochsen gestärkt hatte, befahl er dem Soldaten, noch einen als Mundvorrat zu schlachten. „So oft ich gähne, mußt du mir rasch ein Stück in den Schnabel hineinwerfen," sagte der Adler, „sonst gelange ich nicht mit dir hinauf."

Nun ja, der Soldat tat, wie ihm befohlen war; er hängte dem Adler zwei große Säcke voll Fleisch um den Hals und sprang selbst zwischen die Federn. Dann breitete der Adler die Flügel aus, und nun ging es schnell wie der Wind davon, daß es nur so sauste. Der Soldat hatte genug zu tun, sich festzuhalten; nur mit Mühe und

Not konnte er auch noch dem Adler die Fleischstücke in den Schlund werfen, so oft der den Schnabel aufriß. Schließlich wurde es heller und heller über ihnen, doch da war der Adler am Versagen; er schlug mit den Flügeln, aber rasch ergriff der Soldat die letzte Hinterkeule und warf sie ihm in den Schlund. Da bekam er wieder Kraft und gelangte mit ihm hinauf; und nachdem der Adler sich eine Weile auf einem großen Tannenwipfel ausgeruht hatte, flog er weiter über Länder und Meere, so rasch wie der Blitz.

Dicht beim Königsschlosse stieg der Soldat ab, und der Adler flog wieder heim; aber vorher sagte er noch, wenn der Soldat irgend einen Wunsch habe, solle er nur die Pfeife ertönen lassen, dann komme er gleich.

Indessen war man im Schlosse mit den Festvorbereitungen fertig geworden, und die Zeit war da, wo der Hauptmann und der Leutnant mit den beiden ältesten Prinzessinnen Hochzeit machen sollten. Aber diese beiden waren nicht froher als die jüngste; es verging kein Tag, an dem sie nicht trauerten und weinten, und je näher der Hochzeitstag herankam, desto trauriger wurden sie. Schließlich fragte sie der König, was ihnen denn fehle; es kam ihm zu sonderbar vor, daß sie sich jetzt nicht froh und lustig zeigten, jetzt, wo sie doch frei und erlöst waren und so gut verheiratet werden sollten. Ja, etwas mußten sie sagen, und so sagte die älteste, sie könnten nie wieder froh werden, wenn sie nicht so ein Schachspiel bekommen könnten, wie sie eines in dem blauen Berge gehabt hätten.

Der König meinte, er könne es ihnen wohl verschaffen, und so ließ er an die besten und geschicktesten Goldschmiede im Lande den Befehl ergehen, ein solches Schachspiel mit goldenen Figuren für die Prinzessinnen anzufertigen. Aber so viele es auch versuchten, keiner war fähig, ein solches Spiel zu verfertigen. Schließlich waren

keine Goldschmiede mehr übrig außer einem, und das war ein alter, gichtbrüchiger Mann, der seit vielen Jahren nichts als ein paar Silberarbeiten zusammengepfuscht hatte, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Zu diesem ging der Soldat und verdingte sich als Lehrling bei ihm, und der Alte war sehr froh, daß er einen Lehrling hatte — denn er hatte seit Jahr und Tag keinen mehr gehabt — er suchte aus seiner Truhe eine Buddel hervor und begann mit dem Soldaten zu trinken. Es dauerte auch nicht lange, da war ihm der Branntwein zu Kopf gestiegen, und als der Soldat das merkte, redete er ihm zu, doch zum König zu gehen und sich zu verpflichten, das Spiel für die Königstöchter herzustellen. Dazu war der Alte auf der Stelle bereit; er sagte, er habe in seinem Leben Sachen gemacht, die mindestens ebenso schön und prächtig gewesen seien.

Als der König hörte, es sei einer draußen, der so ein Schachspiel herstellen könne, kam er rasch heraus.

„Ist es wahr, was meine Leute sagen? Kannst du so ein Spiel anfertigen, wie meine Töchter eins haben wollen?“ fragte er.

„Ja, das ist nicht gelogen,“ antwortete der Goldschmied; und dabei blieb er.

„Gut,“ sagte der König. „Hier hast du Gold; daraus kannst du das Spiel machen. Aber wenn du es nicht zustande bringst, dann kostet es dich dein Leben, weil du dich selbst angeboten hast. Und in drei Tagen muß es fertig sein.“

Am nächsten Morgen, als der Goldschmied seinen Rausch ausgeschlafen hatte, war er nicht mehr so stolz. Er weinte und gebärdete sich wie wild und schalt den Lehrling aus, der ihn so ins Unglück gebracht habe. Es wäre am besten für ihn, wenn er sich auf der Stelle umbrächte, sagte er, denn mit dem Leben komme er keinenfalls davon; wenn nicht einmal die besten und ersten Goldschmiede ein

solches Spiel machen könnten, dann sei es ganz gewiß nicht wahrscheinlich, daß er es zustande bringe.

„Jammre nicht darum, sondern gib das Gold her, „sagte der Soldat. „Ich werde das Spiel anfertigen. Aber ich will eine Stube, wo ich ganz allein arbeiten kann," sagte er.

Nun, er bekam die Stube und noch schönen Dank obendrein.

Aber die Zeit verging und verging. Nichts tat er, nichts als faulenzen, und der Goldschmied schalt ihn aus, weil der Lehrling seine Arbeit durchaus nicht anfing.

„Mach dir ja keinen Kummer darüber," sagte der Soldat. „Es ist noch lange bis zur festgesetzten Stunde. Wenn du mit dem, was ich versprochen habe, nicht zufrieden bist, kannst du ja das Spiel selbst machen."

So ging es fort, an diesem Tag und am nächsten: und da aus der Stube des Lehrlings auch am letzten Tage kein Geräusch von Hammer oder Feile herausdrang, war der Goldschmied ganz verzweifelt, denn jetzt sei keine Rede mehr davon, daß er mit dem Leben davonkomme, meinte er.

Aber als die Nacht anbrach, machte der Soldat das Fenster auf und ließ seine Pfeife ertönen. Da kam der Adler herbei und fragte, was er wolle.

„Das goldene Schachspiel, das die Königstöchter in dem blauen Berge gehabt haben," sagte der Soldat. „Aber du möchtest wohl vorher etwas zum Fressen haben. Drüben in der Scheune liegen zwei geschlachtete Ochsen für dich, die darfst du nehmen," sagte er.

Nachdem der Adler sich die Ochsen zu Gemüt geführt hatte, hielt er sich nicht weiter auf: und lange bevor die Sonne aufging, war er mit dem Spiel wieder da. Der Soldat schob es unter das Bett und legte sich schlafen.

Um acht Uhr am nächsten Morgen kam der Goldschmied und polterte an die Kammertür. „Du bist ein schrecklicher Umtreiber!“ sagte der Soldat. „Den ganzen Tag läufst du wie toll umher, und jetzt läßt du einem nicht einmal seine Nachtruhe. Da soll einer Lehrling sein!“ sagte er. Aber diesmal half weder Bitteln noch Betteln; der Goldschmied sagte, er wolle und müsse durchaus hinein, und schließlich wurde der Riegel geöffnet.

Ei ja, da hatte natürlich aller Jammer ein Ende.

Aber noch froher als der Goldschmied waren die Prinzessinnen, als er mit dem Spiel in das Königsschloß kam, am frohesten von allen aber war die jüngste.

„Hast du selbst das Spiel angefertigt?“ fragte sie.

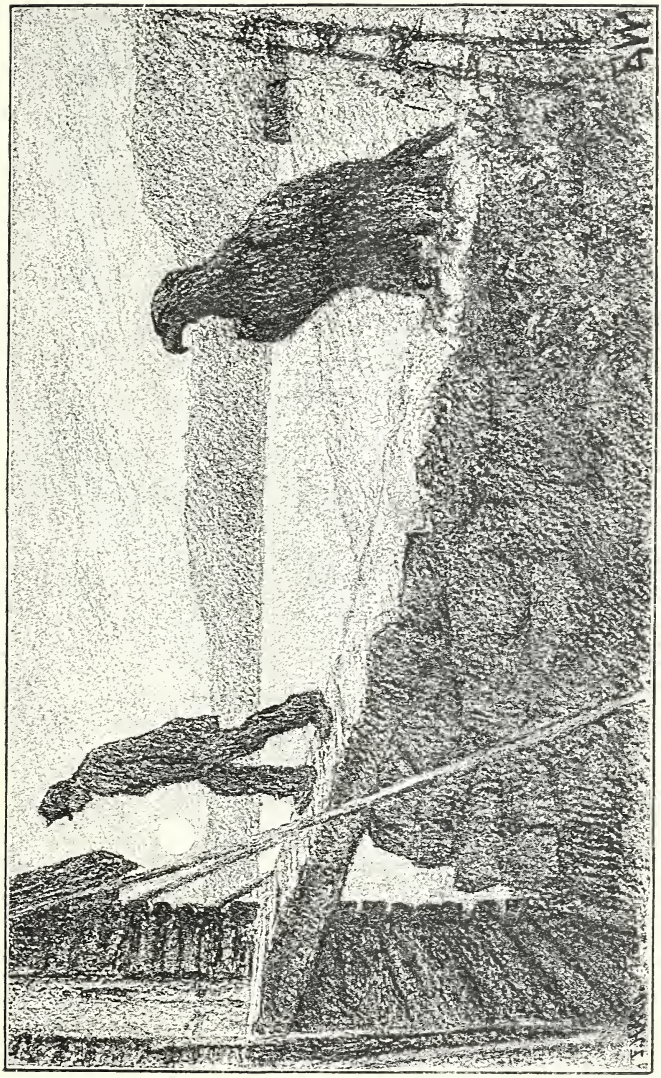
„Nein, ich muß gestehen, das habe ich nicht getan,“ sagte er, „sondern mein Lehrling.“

„Diesen Lehrling möchte ich wohl sehen,“ sagte die Königstochter. Ja, alle drei wollten ihn sehen, und wenn ihm sein Leben lieb sei, solle er gleich kommen.

O, er fürchte sich weder vor Frauenzimmern noch vor den Vornehmen, meinte der Goldschmied. Und wenn es ihnen Spaß mache, sich seine Lumpen zu betrachten, so könnten sie gern ihre Neugierde befriedigen.

Die jüngste Königstochter erkannte ihn sogleich; sie schob die Wache auf die Seite, lief zu ihm hin, reichte ihm die Hand und sagte: „Guten Tag und willkommen! Hier ist der, der uns von den Bergtrollen erlöst hat,“ sagte sie zu dem König, „den will ich haben.“ Und dann nahm sie ihm die Mütze ab und zeigte den Umstehenden den Ring, den sie ihm ins Haar geknüpft hatte.

Ja, nun kam es an den Tag, wie der Hauptmann und der Leutnant sich benommen hatten, und nun mußten sie mit dem Leben



3*

dafür büßen; das war das Ende vom Liede. Aber der Soldat bekam die goldene Krone und das halbe Königreich und machte Hochzeit mit der jüngsten Königstochter. Und da wurde getrunken und geschmauſt, daß es eine Art hatte; denn Feſte feiern konnten alle, wenn ſie auch die Prinzeſſinnen nicht hatten erlöſen können; und wenn ſie noch nicht alles getrunken haben, dann ſitzen ſie wohl noch beiſammen und trinken und ſchmauſen immer noch.

Der Bursche mit dem Bierfäßchen

Es war einmal ein Bursche, der hatte lange bei einem Bauern weit droben im Norden gedient. Dieser Mann war ein Meister im Bierbrauen. Sein Bier war so über alle Maßen gut, daß man nirgend seinesgleichen fand. Als der Bursche von dannen ziehen wollte und der Meister ihm seinen wohlverdienten Lohn ausbezahlte, wünschte der Bursche sich nichts weiter als ein kleines Fäßchen vom Weihnachtsbier. Nun, das bekam er, und damit zog er seines Weges. Lange Zeit trug er das Fäßchen; aber je länger er es trug, desto schwerer wurde es, und so sah sich der Bursche allmählich um, ob nicht jemand des Weges daherkäme, der ihm beim Trinken Gesellschaft leisten könnte, damit das Bier abnähme und das Fäßchen leichter würde. Schließlich begegnete er einem alten Mann mit einem langen Bart.

„Guten Tag," sagte der Mann.

„Guten Tag," sagte auch der Bursche.

„Wo willst du hin?" fragte der Mann.

„Ich suche jemand, der mit mir trinken könnte, damit mein Fäßchen leichter wird."

„Kannst du nicht ebensogut mit mir trinken wie mit einem andern?" fragte der Mann. „Ich bin gar weit umhergewandert und bin müde und durstig."

„Doch, das kann ich," sagte der Bursche. „Aber woher kommst du und was bist du deines Zeichens?" fragte er.

„Ich bin der liebe Gott und komme aus dem Himmelreich," sagte der Mann.

„Mit dir will ich nicht trinken," sagte der Bursche, „denn du machst so einen großen Unterschied zwischen den Leuten hier auf Erden und teilst so ungleich, daß die einen sehr reich und die andern ganz arm sind. Nein, mit dir will ich nicht trinken," sagte er und trottete mit seinem Fäßchen weiter.

Nachdem er noch eine Weile gegangen war, wurde das Fäßchen wieder so schwer, daß ihm war, als könnte er es nicht mehr tragen, wenn jetzt nicht jemand käme und mit ihm tränke, daß das Bier im Fäßchen abnehme. Siehe, da sah er einen mageren, häßlichen Mann, der eilig daherkam.

„Guten Tag," sagte der Mann.

„Guten Tag," sagte auch der Bursche.

„Wo willst du hin?" fragte der Mann.

„Ich suche jemand, der mir mein Bier könnte trinken helfen, damit mein Fäßchen leichter wird," sagte der Bursche.

„Kannst du nicht ebensogut mit mir trinken wie mit einem andern?" fragte der Mann. „Ich bin schon weit in der Welt umhergezogen, und so ein Tropfen Bier würde meinem alten Leichnam gut tun," sagte er.

„Doch, das kann ich schon," sagte der Bursche. „Aber wer bist denn du und woher kommst du?" fragte er.

„Ich? O ich bin wohlbekannt, denn ich bin der Teufel und komme aus der Hölle."

„Nein, mit dir will ich nicht trinken," sagte der Bursche. „Du quälst und peinigst die Menschen immerfort, und bei jedem Unglück sagen sie, du seiest schuld daran. Nein, mit dir will ich nicht trinken."

Hierauf wanderte der Bursche mit seinem Fäßchen weiter, bis

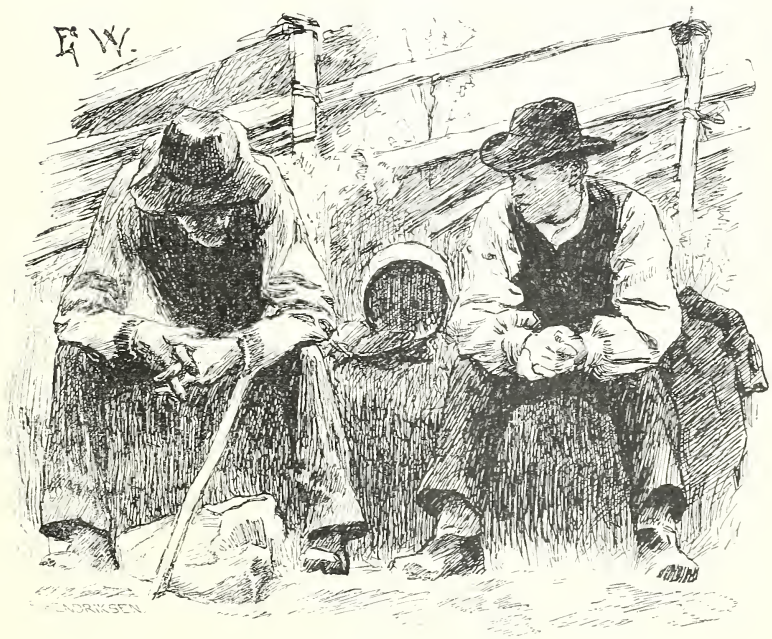
es ihn allzuschwer däuchte und er meinte, jetzt könne er es nicht mehr tragen. Wieder sah er sich um, ob nicht jemand des Weges käme, mit dem er trinken könnte, damit das Fäßchen leichter würde. Endlich kam wieder ein Mann daher, der war fürchterlich mager und spindeldürr; es schien ein wahres Wunder, daß er überhaupt noch zusammenhielt.

„Guten Tag," sagte der Mann.

„Guten Tag," sagte auch der Bursche.

„Wo willst du hin?" fragte der Mann.

„Ich möchte jemand finden, der mit mir trinken könnte, daß mein Fäßchen leichter würde, es wird mir zu schwer zum Tragen," sagte der Bursche.



„Könntest du nicht ebensogut mit mir trinken wie mit einem andern?“ fragte der Mann.

„Doch, das kann ich schon,“ erwiderte der Bursche. „Aber wer bist du denn eigentlich?“ fragte er.

„Man nennt mich den Tod,“ sagte der Mann.

„Mit dir will ich trinken,“ sagte der Bursche. Er stellte sein Fäßchen nieder und zapfte einen Becher voll ab. „Du bist ein achtungswerter Mann, denn du machst alle gleich, die Reichen und die Armen.“

Hierauf trank er ihm zu, und der Tod sagte, das sei ein herrlicher Trunk, und da der Bursche dem Tod das Bier wohl gönnte, tranken sie um die Wette; so nahm das Bier ab, und das Fäßchen wurde leichter.

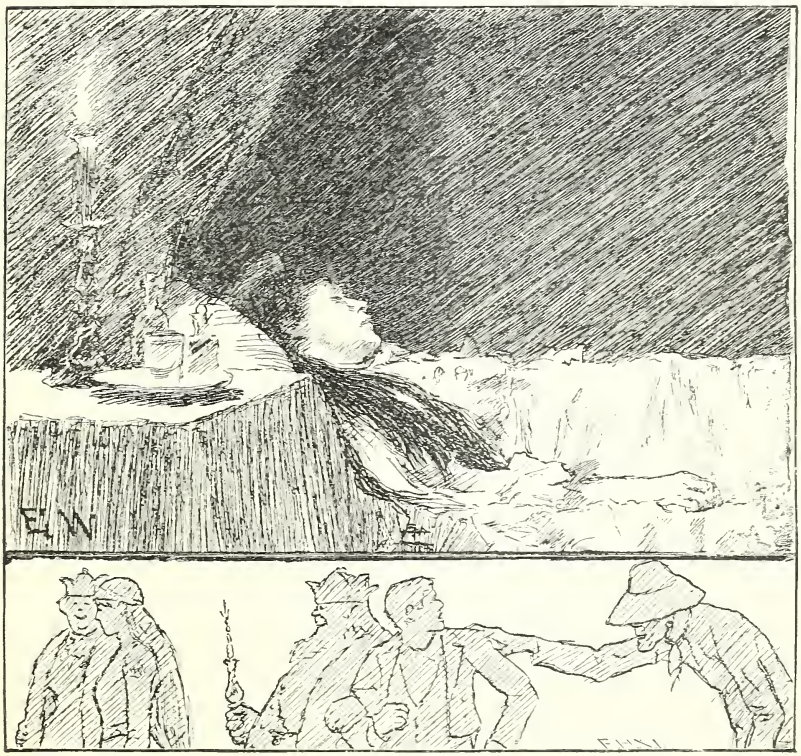
Schließlich sagte der Tod: „Noch nie hat mir ein Trunk besser gemundet und mir so wohl getan wie dieses Bier, das du mir eingeschenkt hast. Mir ist es, als sei ich innerlich wie neugeboren, und ich weiß nicht, was ich dir dafür zulieb tun soll.“

Aber nachdem er eine Weile überlegt hatte, sagte er, das Fäßchen solle nie leer werden, wenn auch noch so viel daraus getrunken werde, und das Bier darin solle ein Heiltrunk sein, dann könne der Bursche die Kranken wieder gesund machen, besser als jeder Doktor. Und dann sagte der Tod weiter, wenn der Bursche zu einem Kranken hineinkomme, werde er immer da sein und sich ihm zeigen, und dann wolle er als sicheres Zeichen festsetzen: wenn er, der Tod, zu Füßen des Bettes stehe, könne er den Kranken mit dem Heiltrunk aus dem Fäßchen retten, stehe er aber am Kopfende, dann sei keine Rettung mehr, und auch der Heiltrunk könne nicht mehr helfen.

Der Bursche wurde bald berühmt und von weit und breit geholt, und vielen, die schon aufgegeben waren, half er wieder zu Leben und

Gesundheit. Sobald er in ein Krankenzimmer trat und sah, wo der Tod an dem Bette saß, sagte er immer gleich Leben oder Tod voraus, und immer traf seine Voraussage ein. Er wurde ein reicher und mächtiger Mann, und schließlich wurde er sogar einmal zu einer Königstochter in ferne Lande gerufen. Die Prinzessin war gefährlich krank, und kein Doktor konnte ihr mehr helfen, deshalb versprach man dem Burschen alles, was er nur wünschen und verlangen könnte, falls er sie wieder gesund mache.

Als der Bursche zu der Königstochter hineintrat, saß der Tod zu



ihren Häupten; aber er war eben ein wenig eingenickt, und während er schlummerte, fühlte sich die Königstochter etwas besser.

„Hier handelt es sich um Leben oder Tod," sagte der Bursche. „Und wenn ich recht sehe, ist keine Rettung möglich," sagte er.

Aber es wurde ihm gesagt, er müsse die Prinzessin retten, und wenn es Land und Reich kosten sollte. Nun sah der Doktor den Tod an, und da dieser immer noch schlummerte, bedeutete der Doktor die Diener, das Bett eiligst umzudrehen, so daß der Tod jetzt zu Füßen der Kranken saß, und in dem Augenblick, wo es getan war, gab er der Königstochter den Heiltrank; da war sie gerettet.

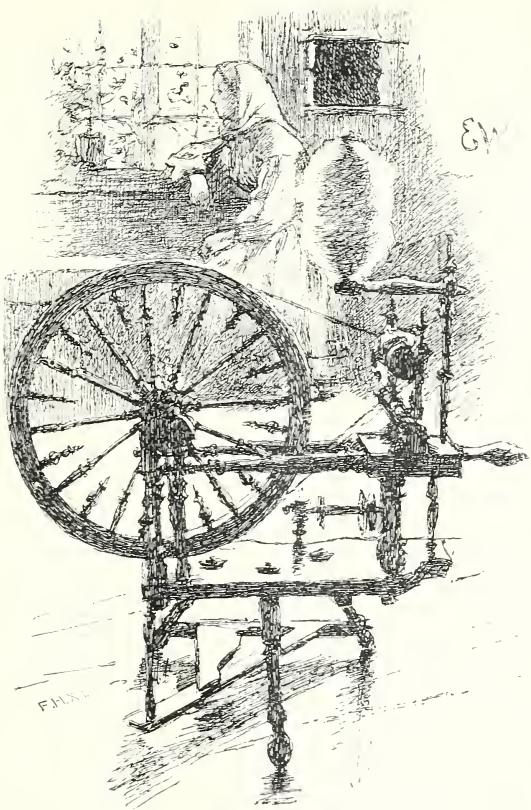
„Jetzt hast du mich betrogen," sagte der Tod. „Jetzt sind wir quitt."

„Ich mußte es tun, wenn ich Land und Reich gewinnen sollte."

„Das wird dir nicht viel helfen," sagte der Tod. „Deine Zeit ist um, denn jetzt gehörst du mir."

„Nun gut, wenn es denn sein muß," sagte der Bursche. „Aber ich darf doch wohl vorher noch ein Vaterunser beten?" sagte er.

Ja, das erlaubte ihm der Tod. Aber der Bursche hütete sich wohl, das Vaterunser zu beten. Alle andern Gebete sagte er her, aber das Vaterunser kam nie über seine Lippen, und schließlich glaubte er, den Tod im Ernst überlistet zu haben. Aber als der Tod meinte, es daure gar zu lange, ging er eines Nachts zu dem Burschen und hängte über dessen Bett eine große Tafel, auf der das Vaterunser geschrieben stand. Als nun der Bursche aufwachte, begann er zu lesen, und er war sich noch nicht recht klar darüber, was er tat, bis er beim Amen ankam; aber da war es schon zu spät.



Der Speiſekammerſchlüſſel im Wickel

Es war einmal ein reicher Bauernburſche, der auf Freiersfüßen ging. Er hatte von einem Mädchen gehört, das ſchön und freundlich ſei, dazu flink bei der Arbeit und ferm im Kochen. Dahin ging er, denn ſo eine Frau hätte er gerade gerne gehabt. Die Leute auf dem Hofe merkten wohl, in welcher Abſicht er kam; ſie baten ihn, drinnen auf der Bank Platz zu nehmen, und unterhielten ſich mit ihm, wie es der

Brauch ist. Dann boten sie ihm auch einen Trunk an, damit ihm die Zeit nicht lang werde, bis das Essen fertig sei. Sie gingen ab und zu, so hatte der Freier Gelegenheit, sich in der Stube umzusehen. In einer Ecke stand ein Spinnrädchen mit einem vollen Wickel.

„Wer spinnt an dem Rädchen dort?" fragte der Bursche.

„Ach, wer denn anders, als unsere Tochter," antwortete die Frau.

„Das ist ein ausgezeichneter Flachs," sagte der Bursche. „Aber sie braucht wohl mehr als einen Tag dazu, um das herunterzuspinnen?" fragte er.

„Gott bewahre!" sagte die Frau. „Damit wird sie gut in einem Tag fertig, ja in weniger als einem."

Das sei mehr, als er je gehört und vernommen habe, sagte der Bauer. Er hätte nicht geglaubt, daß jemand so schnell spinnen könnte.

Als das Essen aufgetragen werden sollte, gingen alle miteinander hinaus, und der Bursche blieb allein in der Stube. Da sah er auf dem Fensterbrett einen großen alten Schlüssel; den nahm er, steckte ihn tief in den Wickel hinein und deckte ihn gut mit dem Flachs zu. Dann aßen und tranken sie einträchtig miteinander, und als der Bursche meinte, jetzt sei er lange genug dagewesen, bedankte er sich und ging seiner Wege. Sie baten ihn, bald wiederzukommen, und das versprach er, aber den Zweck seines Besuches berührte er mit keinem Wort, obgleich ihm das Mädchen sehr gut gefallen hatte.

Nach einiger Zeit kam er wieder auf den Hof; da wurde er noch freundlicher aufgenommen als das erstemal, aber mitten in der Unterhaltung sagte die Frau:

„Denk nur, als du das letztemal hier warst, ist uns etwas ganz Absonderliches passiert. Damals ist unser Speisekammerschlüssel verloren gegangen, und wir haben ihn seither nirgends mehr finden können."

Der Burſche ging nur zum Spinnrädchen hin, das mit einem ebenſo großen Wickel wie das letztemal in der Ecke ſtand, und faßte in den Flachs hinein.

„Da iſt der Schlüſſel," ſagte er. „Das Rädchen dreht ſich nicht gar ſo raſch um die Spindel, wenn der Spinntag von Michaeli bis Oſtern dauert."

Dann bedankte er ſich, ſagte aber auch diesmal kein Wort von ſeiner Abſicht.

Der Reisekamerad

Es war einmal ein Bauernbursche, dem träumte, er sollte weit draußen in fernen Landen eine Prinzessin bekommen. Sie sei rot und weiß wie Milch und Blut und über die Maßen reich, ihr Reichtum könne gar nie ein Ende nehmen. Als er erwachte, war ihm, als stehe die Prinzessin ganz leibhaftig vor ihm, und sie kam ihm so schön und hold vor, daß er meinte, ohne sie nicht mehr leben zu können. Er verkaufte alles, was er hatte, und zog in die weite Welt hinaus, sie zu suchen. Er ging weiter und immer weiter, und im Winter kam er in ein Land, wo alle Landstraßen ganz geradeaus liefen und nicht eine einzige Biegung machten. Nachdem er gerade ein Vierteljahr lang gewandert war, kam er in eine Stadt, und vor der Kirche lag ein großer Eisklotz, in dem mitten drin eine Leiche war, und diesen Eisklotz spuckten alle Kirchengänger an, wenn sie vorbeikamen. Der Bursche wunderte sich darüber, und als der Pfarrer aus der Kirche heraustrat, fragte er ihn, was das zu bedeuten habe.

„Dieser ist ein arger Missetäter gewesen," sagte der Pfarrer.

„Er ist um seiner Gottlosigkeit willen hingerichtet und hier zu Spott und Schande aufgestellt worden."

„Was hat er denn getan?" fragte der Bursche.

„In diesem Leben war er ein Weinhändler," sagte der Pfarrer, „aber er vermischte den Wein mit Wasser."

Das erschien dem Burschen gar nicht als ein so großes Verbrechen. „Und wenn er mit dem Leben dafür bezahlt hat," sagte er, „könnte man ihn wohl in geweihtem Boden begraben und ihm nach dem Tode Ruhe gönnen."

Aber der Pfarrer sagte, das gehe nun und nimmer an; zum Heraushauen aus dem Eise brauche man Männer, und zum Kaufen von geweihtem Boden brauche man Geld, der Totengräber wolle Bezahlung für das Grab, der Küster für das Läuten der Glocken, der Kantor für den Gesang, und der Pfarrer für die Leichenrede.

„Meinst du denn, irgend jemand werde das für einen hingerichteten Sünder bezahlen?" fragte er.

Jawohl, meinte der Bursche, wenn ihn der Herr Pfarrer nur in die Erde besorgen wolle, dann wolle er von dem wenigen, was er habe, alles und auch noch einen Leichenschmaus bezahlen.

Der Pfarrer wollte trotzdem nicht; aber als der Bursche mit zwei Männern daherkam und ihn so laut, daß diese es hörten, fragte, ob er ein ehrliches Begräbnis verweigern könne, da sagte er, nein, das dürfe er nicht.

Nun brachen sie den Weinhändler aus dem Eise heraus und legten ihn in geweihten Boden; die Glocken wurden geläutet, und am Grabe wurde gesungen, und der Pfarrer hielt eine Rede, und es wurde ein Leichenschmaus gehalten, daß die Teilnehmer abwechselnd lachten und weinten; aber als der Bursche den Leichenschmaus bezahlt hatte, waren nicht viele Groschen mehr in seiner Tasche.

Er machte sich wieder auf den Weg; aber er war noch nicht weit gekommen, als ihn ein Mann einholte, der fragte ihn, ob er es nicht sehr langweilig finde, so allein seine Straße zu ziehen.

Nein, das fand der Bursche nicht; er habe immer etwas, woran er denken könne, sagte er.

Der Mann fragte ihn, ob er nicht einen Diener haben wolle.

„Nein," sagte der Bursche, „ich bin gewöhnt, mein eigener Diener zu sein, deshalb brauche ich niemand; und wenn ich auch noch so gerne einen haben möchte, hätte ich die Mittel nicht, mir einen zu halten, denn ich hätte kein Geld für Kost und Lohn."

„Du brauchst einen Diener, das weiß ich besser als du," sagte der Mann. „Und du brauchst überdies einen, auf den du dich im Leben und Sterben verlassen kannst. Wenn du mich nun nicht als Diener annehmen willst, dann nimm mich als Reisekamerad. Ich verspreche dir, daß ich dir von Nutzen sein werde, und es soll dich keinen roten Heller kosten. Ich werde selbst für mich sorgen, und mit Nahrung und Kleidern soll es keine Not haben."

O ja, auf diese Weise wollte ihn der Bursche gerne als Reisekameraden mitnehmen. So zogen sie denn zusammen weiter, und der Mann ging meistens voraus und zeigte den Weg.

Nachdem sie weit durch die Lande über Berg und Heide gezogen waren, versperrte ihnen eine Bergwand den Pfad. Da klopfte der Reisekamerad an und bat, man möge ihm aufmachen. Die Bergwand tat sich auch gleich auf, und nachdem sie tief in den Berg hineingewandert waren, kam das Trollweib aus dem Berge mit einem Stuhl herbei und bot ihnen den an. „Seid so gut und setzt euch, ihr werdet müde sein," sagte sie.

„Setzt Euch selbst," sagte der Mann. Da mußte sie sich niedersetzen, und als sie sich gesetzt hatte, mußte sie da sitzen bleiben, denn

der Stuhl war von der Art, daß, wer darauf saß, nicht mehr aufstehen konnte. Nun gingen die beiden im Berge umher, und der Reisekamerad sah sich um, bis er ein Schwert entdeckte, das über der Tür hing. Dieses wollte er durchaus haben, und wenn er es bekäme, versprach er dem Trollweib, sie von dem Stuhle los zu machen.

„Nein!" schrie sie. „Bitte mich um alles andere! Alles andere sollst du bekommen, aber dies nicht, denn es ist mein Drei-Schwestern-Schwert."

„Nun, dann magst du bis zum Untergang der Welt dasitzen," sagte der Mann. Doch als sie dieses hörte, sagte sie, er solle das Schwert bekommen, wenn er sie befreie.

Da nahm er das Schwert und ging mit ihm davon, und ließ sie trotzdem sitzen.

Nachdem die beiden weit über kahle Felsen und weite Ebenen gewandert waren, kamen sie wieder an eine Felswand. Da klopfte der Reisekamerad an und bat, daß man ihm aufmache. Es ging gerade wie beim vorigen Male; die Felswand öffnete sich vor den beiden, und als sie in den Berg hineingingen, kam ein Trollweib mit einem Stuhl herbei und bat sie, sich zu setzen, denn sie würden wohl müde sein, sagte sie.

„Setzt Euch selbst," sagte der Reisekamerad. Und da ging es ihr gerade wie ihrer Schwester; sie durfte sich nicht weigern, und als sie auf dem Stuhle saß, konnte sie nicht mehr aufstehen. Indessen gingen der Bursche und der Reisekamerad im Berg umher, und der Reisekamerad machte alle Schränke und Schubladen auf, bis er fand, was er suchte; nämlich einen Knäuel Goldfaden. Diesen wollte er durchaus haben, und er versprach der Hexe, wenn sie ihm das Knäuel gebe, wolle er sie vom Stuhle loslassen. Sie sagte, er könne alles haben, was sie besitze, aber das Knäuel könne sie nicht weggeben, es

sei ihr Drei-Schwestern-Knäuel. Aber als sie hörte, daß sie bis zum Jüngsten Tag hier sitzen bleiben müsse, wenn der Mann das Knäuel nicht bekäme, sagte sie, er solle es nehmen, wenn er sie nur von dem Stuhl befreie. Der Reisekamerad nahm es, ließ die Hexe aber trotzdem sitzen, wo sie saß.

Dann ging es viele Tage lang über Heiden und durch Wälder, bis sie wieder an eine Felswand kamen. Hier ging es genau wie bei den beiden vorigen Malen: der Reisekamerad klopfte an; der Berg tat sich auf, und drinnen im Berge trat ihnen ein Trollweib entgegen mit einem Stuhl und bat sie, sich zu setzen, weil sie müde sein würden. Aber der Reisekamerad sagte: „Setzt Euch selbst," und dann saß sie da.

Die beiden waren noch nicht durch viele Gemächer gegangen, als der Mann einen alten Hut sah, der an einem Haken hinter der Tür hing. Den Hut wollte der Reisekamerad haben; aber das Weib wollte ihn nicht hergeben, denn es sei ihr Drei-Schwestern-Hut; wenn sie den hergebe, werde sie totunglücklich. Aber als sie hörte, daß sie dann bis zum Untergang der Welt da sitzen bleiben müsse, sagte sie, er solle ihn nehmen, wenn sie nur wieder loskomme. Als der Reisekamerad den Hut bekommen hatte, befahl er ihr, ruhig da sitzen zu bleiben, wo sie sitze, gerade wie ihren Schwestern.

Endlich kamen die beiden an einen Fluß. Da nahm der Reisekamerad das Knäuel Goldfaden und schleuderte es so hart gegen den Berg auf der andern Seite des Flusses, daß es wieder zurückflog, und nachdem er es einigemal so hin und her geschleudert hatte, wurde eine Brücke daraus. Auf dieser gingen sie über den Fluß hinüber, und als sie auf die andere Seite hinübergekommen waren, befahl der Mann dem Burschen, den Goldfaden so rasch wie möglich wieder aufzuwickeln. „Denn wenn wir ihn nicht rasch wieder auf das Knäuel

4*

bringen, kommen die drei Weiber und reißen uns in Stücke," sagte er.

Der Bursche wickelte auf, so rasch er konnte, und als nur noch ein ganz kleines Ende übrig war, kamen die drei Hexen dahergejagt; sie stürzten sich ins Wasser, daß der Schaum hoch aufspritzte, und faßten nach dem Garn; aber sie waren nicht sehr geschickt im Auffangen, und so ertranken sie alle drei im Flusse.

Nachdem die beiden wieder einige Tage gegangen waren, sagte der Reisekamerad: „Jetzt kommen wir bald an das Schloß, wo die Prinzessin ist, von der du geträumt hast; wenn wir nun hinkommen, mußt du hineingehen und dem König sagen, was dir geträumt hat, und weshalb du ausgezogen bist."

Als sie das Schloß erreicht hatten, tat der Bursche, wie ihm gesagt worden war, und er wurde sehr gut aufgenommen. Er bekam ein Zimmer für sich und eines für seinen Diener, in denen sie sich aufhalten sollten, und als die Essenszeit herangekommen war, wurde er zum Essen an des Königs eigenen Tisch geladen. Als er die Prinzessin zu Gesicht bekam, erkannte er sie gleich wieder; ja, sie war es, von der er geträumt hatte, daß sie sein eigen werden solle. Er sagte ihr, warum er gekommen sei, und sie erwiderte, er gefalle ihr gut, und sie wolle ihn gerne nehmen; aber vorher müsse er drei Aufgaben lösen, sagte sie.

Nachdem sie gegessen hatten, gab sie ihm eine goldene Schere und sagte: „Die erste Probe ist die, daß du die Schere hier nimmst, sie gut aufbewahrst und sie mir morgen mittag wieder gibst. Das ist doch wohl keine schwere Aufgabe," sagte sie mit Lachen, „aber kannst du es nicht, dann verlierst du das Leben, das ist das Gesetz. Dann wirst du hingerichtet, aufs Rad geflochten, und dein Kopf wird auf eine Stange gesteckt, wie die Köpfe der andern Freier, deren Schädel

du da vor den Fenstern sehen kannst!" Und richtig, draußen standen rings um das Schloß her Menschenköpfe auf Stangen, wie Krähen im Herbst auf den Zaunpfählen sitzen.

Das sei wohl keine Kunst, dachte der Bursche. Aber die Prinzessin war so lustig und ausgelassen und trieb solchen Schabernack mit ihm, daß er die Schere und sich mit vergaß, und während sie miteinander schäkerten und lachten, stibitzte sie ihm die Schere, ohne daß er es merkte.

Als nun der Bursche in sein Zimmer heraufkam und erzählte, wie es ihm gegangen war, und was die Prinzessin wegen der Schere gesagt, die sie ihm zum Aufheben gegeben hatte, sagte der Reisekamerad: „Du hast doch wohl die Schere noch?"

Der Bursche suchte in allen seinen Taschen, aber es war keine Schere drin, und der Bursche war ganz verzweifelt, als er sah, daß sie verschwunden war.

„Nun, nun, beruhige dich nur, ich will sehen, ob ich sie dir wieder verschaffen kann," sagte der Reisekamerad.

Damit ging er in den Stall hinunter. Da stand ein großmächtiger Bock, der der Prinzessin gehörte, und der konnte viel, viel hurtiger durch die Luft fliegen als auf dem Boden laufen. Da nahm der Reisekamerad das Drei-Schwestern-Schwert, schlug den Bock damit zwischen die Hörner und sagte:

„Wann reitet die Prinzessin heute nacht zu ihrem Liebsten?"

Der Bock meckerte und sagte, das dürfe er nicht sagen, aber als er noch einen Hieb bekommen hatte, sagte er, die Prinzessin reite um elf Uhr. Der Reisekamerad setzte den Drei-Schwestern-Hut auf, da war er unsichtbar und wartete so, bis die Prinzessin kam. Nun schmierte sie den Bock mit einer Salbe ein, die sie in einem großen Horn mitbrachte, und sagte: „Hinauf, hinauf, über Dachfirste und

Kirchtürme, über Land und Waſſer, über Berg und Tal, zu meinem Liebſten, der mich heute nacht im Felſen erwartet!“

Im letzten Augenblick, gerade als der Bock davonſtürmte, ſprang der Reiſekamerad hinter der Prinzeſſin auf, und nun ging es wie der Wind durch die Luft dahin; ſie waren nicht lange unterwegs. Plötzlich hielten ſie vor einer Bergwand; da klopfte ſie an, und dann fuhren ſie durch das Gebirge hindurch zu dem Troll, der ihr Liebſter war.

„Jetzt iſt ein neuer Freier gekommen, der mich haben will, lieber Freund,“ ſagte die Prinzeſſin. „Er iſt jung und ſchön, aber ich will keinen andern haben als dich,“ ſagte ſie und liebkoſte den Bergtroll.

„Dann ſtellte ich ihn auf die Probe, und hier iſt die Schere,

die er aufheben und gut verwahren sollte." Darauf wollten sich alle beide vor Lachen ausschütten, gerade, wie wenn der Bursche schon aufs Rad geflochten wäre.

„Ja, ich will sie aufheben und gut verwahren, und ich komm in Feinsliebchens Haus, wenn der Rab' ihm hackt die Augen aus," sagte der Troll und legte die Schere in einen Schrein mit drei Schlössern daran. Aber in dem Augenblick, wo sie die Schere in den Schrein fallen ließen, nahm sie der Reisekamerad weg. Keines von den beiden konnte ihn sehen, denn er hatte den Drei-Schwestern-Hut auf. Also verschloß der Troll den leeren Schrein und barg den Schlüssel in dem Loch seines einen hohlen Backenzahnes. Da werde es dem Burschen schwer werden, ihn zu finden, sagte er.

Als Mitternacht vorüber war, kehrte die Prinzessin wieder heim. Der Reisekamerad sprang hinter ihr auf den Bock, und die Reise war im Nu zu Ende.

Um Mittag wurde der Bursche zur königlichen Tafel geladen. Aber da hatte die Prinzessin ein so unfreundliches Gebaren, und sie war so steif und stolz, daß sie fast gar nicht nach der Seite sah, wo der Bursche saß. Nachdem man gegessen hatte, machte sie ein sehr feierliches Gesicht und sagte mit honigsüßer Stimme:

„Du hast doch wohl die Schere noch, die ich dir zum Verwahren gab?"

„Jawohl, ich habe sie, und hier ist sie," sagte der Bursche und zog die Schere heraus und warf sie auf den Tisch, daß es laut klirrte. Die Prinzessin hätte nicht mehr erschrecken können, wenn er ihr die Schere ins Gesicht geschleudert hätte. Aber sie tat doch sehr freundlich und sagte mit sanfter Stimme:

„Da du die Schere so wohl verwahrt hast, wird es dir nicht schwer fallen, mein Knäuel Goldfaden aufzuheben und gut darauf

aufzupassen, damit du es mir morgen mittag wiedergeben kannst. Hast du es aber morgen nicht mehr, dann hast du dein Leben verspielt und wirst hingerichtet nach dem Gesetz," sagte sie.

Der Bursche meinte, das sei keine gefährliche Sache. Er nahm das Knäuel Goldfaden und steckte es in seine Tasche. Aber jetzt fing die Prinzessin wieder an, mit ihm zu scherzen und zu schäkern, daß der Bursche sich und das goldene Knäuel dazu vergaß. Mitten im lustigsten Scherzen und Schäkern stibitzte sie ihm das Knäuel weg, und dann ließ sie ihn gehen.

Als er in die Kammer hinaufkam und erzählte, was sie gesagt und getan hatte, fragte der Reisekamerad:

„Du hast doch wohl das Knäuel noch, das sie dir gab?"

„Jawohl, das habe ich," sagte der Bursche und griff in die Tasche. Aber nein! es war kein goldenes Knäuel darin, und nun war er wieder so verzweifelt, daß er nicht wußte, was er tun sollte.

„Nun, nun, beruhige dich," sagte der Reisekamerad. „Ich will sehen, daß ich es wiederbekomme," sagte er. Damit nahm er das Schwert und den Hut und ging zu einem Schmied und ließ sein Schwert mit zwölf Pfund Eisen verstärken. Als er damit in den Stall kam, versetzte er dem Bock einen Schlag zwischen die Hörner, daß dieser taumelte, und dann fragte er:

„Wann reitet die Prinzessin heute nacht zu ihrem Liebsten?"

„Um Mitternacht," sagte der Bock.

Der Reisekamerad setzte den Drei-Schwestern-Hut auf und wartete, bis die Prinzessin mit dem Salbenhorn herbeilief und den Bock einrieb. Dann sagte sie wie das erstemal: „Hinauf, hinauf, über Dachfirste und Kirchtürme, über Land und Wasser, über Berg und Tal zu meinem Liebsten, der mich heute nacht im Berge erwartet!" Aber in dem Augenblick, wo sie davonritt, sprang der Reise-

kamerad hinten auf den Bock, und nun ging es wie der Wind durch die Luft dahin. Plötzlich waren sie vor dem Zauberberg, und als die Prinzessin dreimal angeklopft hatte, ging es durch die Wand hindurch bis zu dem Troll, der ihr Liebster war.

„Wie hast du aber die goldne Schere verwahrt, lieber Freund!" sagte die Prinzessin. „Der Freier hatte sie und gab sie mir wieder," sagte sie.

Der Troll sagte, das sei ganz unmöglich, denn er habe sie in einem Schrein mit drei Schlössern verschlossen und den Schlüssel in seinen hohlen Backenzahn gesteckt. Aber als sie den Schrein aufschlossen und hineinschauten, hatte der Troll keine Schere darin. Dann erzählte ihm die Prinzessin, jetzt habe sie dem Freier ihr Knäuel Goldfaden zum Aufheben gegeben.

„Hier ist es," sagte sie, „denn ich habe es ihm wieder weg genommen, ohne daß er es merkte. Aber was sollen wir nun tun, da er solche Künste kann?"

Ja, der Troll wußte es nicht recht; aber nachdem sie eine Weile überlegt hatten, meinten sie, sie wollten ein großes Feuer anzünden und das Knäuel verbrennen, dann seien sie ganz sicher, daß der Bursche es nicht wiederbekommen könne. Aber in dem Augenblick, wo sie das Knäuel ins Feuer warfen, stand schon der Reisekamerad bereit und ergriff es, ohne daß es eins von den beiden sah, denn er hatte den Drei-Schwestern-Hut auf. Nachdem die Prinzessin eine Zeitlang bei dem Troll gewesen war und der Morgen kaum zu grauen begann, kehrte sie wieder heim. Der Kamerad setzte sich auf den Bock hinter sie, und rasch und leicht ging es nach Hause. Als der Bursche zu Mittag befohlen wurde, gab ihm der Reisekamerad das Knäuel. Die Prinzessin war noch steifer und stolzer als am vorhergehenden Tag, und nachdem sie gegessen hatten, verzog sie spöttisch den Mund und sagte:

„Es wird dir vielleicht nicht so ganz leicht, mir mein Knäuel Goldfaden wiederzugeben, das ich dir gestern zum Verwahren gab?"

„O doch," sagte der Bursche, „du sollst es gleich haben; hier ist es," sagte er, und damit warf er das Knäuel auf den Tisch, daß es nur so klatschte und der König erschreckt auffuhr.

Die Prinzessin wurde so blaß wie eine Leiche; aber sie nahm gleich wieder eine freundliche Miene an und sagte, das habe er gut gemacht; jetzt müsse er nur noch eine einzige kleine Probe bestehen. „Wenn du so geschickt bist und mir das, woran ich jetzt eben denke, bis morgen mittag verschaffen kannst, dann sollst du mich bekommen und darfst mich behalten," sagte sie.

Dem Burschen war es, als sei er schon zum Tode verurteilt, denn es kam ihm ganz unmöglich vor, daß er das wissen könnte, woran sie dachte, und noch unmöglicher, es ihr zu verschaffen, und als er in sein Zimmer zu seinem Kameraden kam, konnte der ihn fast nicht mehr beruhigen. Der Reisekamerad sagte, er solle nur getrost sein, er werde die Sache schon machen, gerade wie die beiden ersten Male auch. Schließlich gab sich der Bursche zufrieden und legte sich schlafen. Indessen eilte der Reisekamerad zum Schmied und ließ sein Schwert mit vierundzwanzig Pfund Eisen verstärken; und als dies getan war, ging er in den Stall und versetzte dem Bock einen Schlag zwischen die Hörner, daß er an die gegenüberliegende Wand flog.

„Wann reitet die Prinzessin heute nacht zu ihrem Liebsten?" fragte er.

„Eine Stunde nach Mitternacht," meckerte der Bock.

Als es beinahe ein Uhr nachts war, stand der Reisekamerad mit dem Drei-Schwestern-Hut auf dem Kopf im Stall, und als die Prinzessin wie gewöhnlich den Bock eingerieben und gesagt hatte, nun

wollten sie hinaus zu ihrem Liebsten reiten, der sie im Berge erwarte, ging es wieder durch Wind und Wetter davon. Der Reisekamerad saß hinter ihr, aber er schonte sie diesmal nicht, denn während sie so dahinflogen, versetzte er der Prinzessin da einen Puff und dort einen Puff und zerbläute sie jämmerlich. Als die Bergwand erreicht war, klopfte die Prinzessin an die Tür, diese öffnete sich, und sie stürmte in den Berg hinein bis zu ihrem Liebsten.

Als sie bei ihm angekommen war, jammerte sie und sagte, sie könne kaum glauben, daß ein Sturm so hart daherfahre; es sei ihr gewesen, als sitze jemand hinter ihr, der sie und den Bock geschlagen habe, und sie sei gewiß am ganzen Leibe voller grüner und blauer Flecke, so schlecht sei es ihr auf dem Wege gegangen. Und dann erzählte sie, der Freier habe ihr auch das Knäuel Goldfaden wiedergebracht. Wie das aber zugegangen war, das konnte weder der Troll noch die Prinzessin begreifen.

„Aber weißt du, was ich mir jetzt ausgedacht habe?" sagte sie.

Nein, das konnte der Troll nicht wissen.

„Ich habe ihm gesagt, er solle mir das, woran ich eben dachte, bis morgen mittag verschaffen, und das, woran ich dachte, war dein Kopf. Meinst du, er könne mir ihn verschaffen, lieber Freund?" fragte sie, während sie ihn liebkoste.

„Das glaube ich nicht", sagte der Troll; und er schwur darauf, und dann lachte er ärger als der Teufel, und alle beide dachten, eher werde der Bursche aufs Rad geflochten, und die Raben hackten ihm die Augen aus, als daß er sich den Kopf des Trolls verschaffen könnte.

Als der Morgen graute, mußte die Prinzessin wieder heim; aber sie sagte, sie fürchte sich, denn sie habe das Gefühl, als sei jemand hinter ihr, deshalb wage sie den Heimweg nicht allein anzutreten, der

Troll solle sie begleiten. „Ja, das tue er gerne," sagte der Troll und holte sogleich seinen Bock heraus; denn er hatte auch so einen Bock wie die Prinzessin. Er rieb ihn ein und salbte ihn auch gut zwischen den Hörnern. Als der Troll sich auf den Bock gesetzt hatte, hängte sich ihm der Reisekamerad hinten auf, und dann ging es davon durch die Lüfte nach dem Königsschloß. Aber unterwegs schlug der Reisekamerad den Troll und den Bock mit seinem Schwert und versetzte ihnen Puff um Puff und Hieb um Hieb, daß sie immer tiefer heruntersanken und schließlich fast ins Meer gefallen wären, über das sie eben hinflogen. Da der Troll merkte, wie schrecklich es draußen war, begleitete er die Prinzessin ganz bis zum Königsschloß und stieg da ab, um sich zu vergewissern, daß sie glücklich heimkam. Aber als er die Tür hinter ihr zumachte, hieb der Reisekamerad dem Troll den Kopf ab und eilte hinauf in die Kammer zu dem Burschen.

„Hier ist das, woran die Prinzessin dachte," sagte er.

Nun war selbstverständlich alles gut; und als der Bursche zur Mittagstafel geladen wurde und man gegessen hatte, war die Prinzessin so fröhlich wie eine Lerche.

„Du hast vielleicht das, woran ich gedacht habe?" fragte sie.

„Jawohl, ich habe es," sagte der Bursche. Und unter seinem Rockschoß hervor nahm er den Kopf und warf ihn so auf den Tisch, daß der Tisch wackelte und das Geschirr umfiel; die Prinzessin aber sah aus, als hätte sie schon im Grabe gelegen. Aber sie konnte nicht leugnen, daß sie gestern an den Kopf des Troll gedacht hatte, und nun mußte sie den Burschen nehmen, wie sie es versprochen hatte. Da wurde denn das Hochzeitsfest gefeiert, und im ganzen Königreich herrschte eitel Freude.

Aber der Reisekamerad nahm den Burschen auf die Seite und sagte zu ihm, er dürfe zwar in der Hochzeitsnacht seine Augen

schließen und tun, als ob er schliefe, aber wenn ihm sein Leben lieb sei und er ihm folgen wolle, dürfe er keine Minute schlafen, ehe er die Prinzessin von der Trollhaut befreit habe, die sie auf sich trage. Diese müsse er ihr mit neun neuen Birkenruten herunterpeitschen, und dann müsse er sie noch in drei Milchbädern waschen. Zuerst müsse er sie in einem Bottich voll vierzehntägiger Molkenmilch abschruppen, dann in einem zweiten Bottich voll saurer Milch reiben und schließlich in einem Bottich voll süßer Milch abflößen. Die Ruten lägen unter dem Bett, und die Bottiche habe er in den Winkel gestellt; es sei alles bereit.

Nun, der Bursche versprach ihm zu gehorchen und zu tun, was er gesagt hatte, und nachdem sich die beiden zu Bett gelegt hatten, tat der Bursche, als ob er schliefe. Die Prinzessin richtete sich auf den Ellbogen auf, um zu sehen, ob er auch wirklich schlafe und kitzelte ihn unter der Nase. Der Bursche schlief ruhig weiter. Dann zupfte sie ihn am Haar und am Bart, aber allem Anschein nach schlief er wie ein Sack. Da zog sie ein großes Metzgermesser unter ihrem Kopfkissen hervor und wollte ihm den Kopf abhauen. Doch plötzlich fuhr der Bursche auf, schlug ihr das Messer aus der Hand und packte sie an den Haaren. Dann peitschte er sie mit den Ruten und schlug sie an ihr ab, bis keine einzige mehr übrig war. Nachdem dieses getan war, warf er sie in den Milchbottich, und da sah er, was für ein Tier sie war, denn sie war am ganzen Körper schwarz wie ein Rabe. Aber nachdem er sie in den Molken abgebürstet, in der Sauermilch abgerieben und in der süßen Milch abgeflößt hatte, war die Trollhaut von ihr abgegangen, und nun war sie hold und schön, holder und schöner, als sie je vorher gewesen war.

Am nächsten Tag sagte der Reisekamerad, nun müßten sie abreisen.

Ja, dazu war der Bursche bereit, und die Prinzessin auch, denn

ihre Mitgift war schon lange fertig. In der Nacht brachte der Reisekamerad alles Gold und Silber und alle die Kostbarkeiten, die der Troll in dem Berge hinterlassen hatte, nach dem Schlosse, und als sie am Morgen abreisen wollten, war das ganze Schloß so übervoll, daß man sich nicht mehr drehen und wenden konnte. Diese Mitgift war mehr wert als das ganze Königreich, und sie wußten nicht, wie sie es alles mitnehmen sollten.

Aber der Reisekamerad wußte auch hier guten Rat. Der Troll hatte auch sechs solche Böcke hinterlassen, die durch die Luft fliegen konnten. Diese Böcke beluden sie nun so schwer mit Gold und Silber, daß sie auf dem Boden gehen mußten und sich nicht im Fluge erheben konnten. Und was die Böcke nicht tragen konnten, mußte eben im Schlosse zurückgelassen werden. Dann reisten sie ab, weiter und immer weiter ging es; aber schließlich waren die Böcke zu müde, sie konnten nicht mehr. Der Bursche und die Prinzessin wußten nicht, was tun, doch als der Reisekamerad sah, daß die Böcke nicht mehr weiter konnten, nahm er die ganze Mitgift auf den Rücken, lud auch die Böcke noch obendrauf und trug alles so weit, bis es nur noch eine gute halbe Meile zur Heimat des Burschen war. Da sagte der Reisekamerad: „Jetzt muß ich mich von dir trennen, ich darf nicht länger bei dir bleiben."

Aber der Bursche wollte sich nicht von ihm trennen, er sagte, er möchte ihn um alles in der Welt nicht missen. Nun, da ging er noch eine weitere halbe Meile mit, aber weiter dürfe er ihn nicht begleiten, sagte der Reisekamerad; und als der Bursche ihn bat und nötigte, mit ihm heimzugehen und bei ihm zu bleiben, oder doch wenigstens den Willkommenstrunk bei seinem Vater mitzumachen, sagte der Reisekamerad, nein, das könne er nicht.

Da fragte der Bursche, was er dafür verlange, daß er mit ihm ge-

gangen sei und ihm geholfen habe. — Wenn er ihm durchaus etwas geben wolle, so solle er ihm die Hälfte von allem, was er in fünf Jahren gewinne, geben, sagte der Reisekamerad. Ja, das wurde ausgemacht.

Nachdem der Reisekamerad gegangen war, verbarg der Bursche allen seinen Reichtum und reiste spornstreichs nach Hause. Dann wurde der Willkommenstrunk gefeiert, von dem man in sieben Königreichen reden hörte, und als dies geschehen war, mußten sie mit den sechs Böcken und den zwölf Pferden, die der Vater hatte, den ganzen Winter hin und her fahren, bis sie alles Gold und Silber nach Hause geschafft hatten.

Nach fünf Jahren kam der Reisekamerad wieder und verlangte seinen Teil. Da hatte der Mann alles in zwei gleiche Teile geteilt.

„Aber du hast noch etwas, und das hast du nicht geteilt," sagte der Reisekamerad.

„Was ist es?" fragte der Mann. „Ich glaubte, ich hätte alles geteilt."

„Du hast ein Kind bekommen," sagte der Reisekamerad. „Das mußt du auch in zwei Teile teilen."

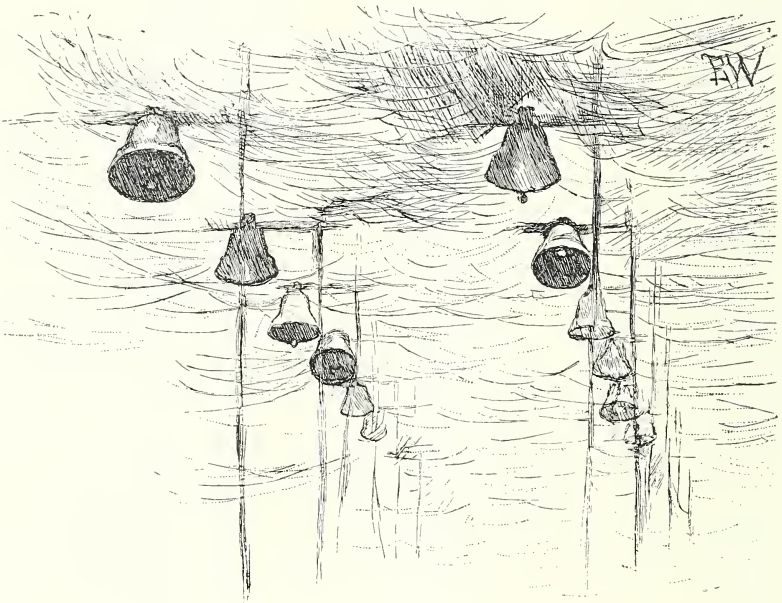
„Ja, dann muß es eben sein." Er nahm das Schwert; aber in dem Augenblick, wo er es aufhob, um das Kind zu zerteilen, hielt der Reisekamerad die Schwertspitze fest, daß er nicht zuschlagen konnte.

„Bist du nun nicht froh, daß ich dich nicht habe zuschlagen lassen?" fragte der Reisekamerad.

„O ja, so froh, wie ich noch nie gewesen bin," antwortete der Mann.

„Sieh, so froh war ich, als du mich aus dem Eisklotz erlöstest. Behalte alles, was du hast, ich brauche nichts, denn ich bin ein schwebender Geist," sagte der Reisekamerad. Und dann erzählte er wieder, er sei der Weinhändler, der in dem Eisklotz vor der Kirchen-

tür geſtanden hätte, und den alle angeſpuckt hätten; und dann ſei er ſein Reiſekamerad geworden und habe ihm geholfen, weil er das, was er beſaß, hingegeben hatte, um ihm Frieden und ein chriſtliches Begräbnis zu verſchaffen. Es ſei ihm erlaubt worden, den Mann ein Jahr lang zu begleiten; das Jahr ſei um geweſen, als ſie ſich das letztemal getrennt hätten. Dann ſei ihm erlaubt worden, ihn noch einmal zu beſuchen; „Aber jetzt müſſen wir uns für alle Zeiten trennen, denn jetzt läuten die Glocken des Himmelreichs und rufen mich,“ ſagte der Reiſekamerad.



Die Prinzessin, die immer das letzte Wort haben wollte

Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, die sehr böse und bissig war und immer das letzte Wort behalten wollte. Deshalb ließ der König ausrufen, wer immer der Prinzessin das letzte Wort abgewinne, der solle sie zur Frau bekommen und das halbe Königreich dazu.

Natürlich gab es viele, die es versuchen wollten, das könnt ihr euch denken, denn es wird einem nicht jeden Tag eine Königstochter und ein halbes Königreich obendrein angeboten. Das Tor am Königsschloß stand denn auch keinen Augenblick still, von Osten und Westen, zu Pferde und zu Fuß kamen sie daher; aber keiner konnte die Prinzessin zum Schweigen bringen. Schließlich ließ der König ausrufen, wer es von jetzt an versuche, ohne Erfolg zu haben, der werde mit einem heißen Brenneisen an beiden Ohren gebrandmarkt, — das Gerenne nach dem Schloß für nichts und wieder nichts wolle er nicht mehr dulden.

Nun gab es auch noch drei Brüder, die von der Prinzessin gehört hatten; und da es ihnen daheim nicht allzugut erging, wollten sie ausziehen und ihr Heil versuchen, ob sie vielleicht die Königstochter und das halbe Königreich obendrein gewinnen könnten. Sie waren sehr

5*

gute Freunde und vertrugen sich ausgezeichnet miteinander, deshalb gingen alle drei zusammen.

Als sie eine Strecke weit gegangen waren, fand der jüngste, der Nestkegel, eine tote junge Krähe.

„Ich fand, ich fand . . .“ rief er.

„Was fandest du?“ fragten die Brüder.

„Eine tote junge Krähe,“ antwortete er.

„Pfui! Wirf sie weg! Was willst du denn damit?“ riefen die beiden Brüder, die immer meinten, sie seien am klügsten.

„Es ist eine Gabe, und weil ich sie habe, weiter sie trage!“ sagte der Nestkegel.

Als sie noch eine Strecke gegangen waren, fand der Nestkegel einen alten Weidenring. Er hob ihn auf und rief:

„Ich fand, ich fand . . .“

„Was fandest du jetzt?“ fragten die Brüder.

„Ich fand einen Weidenring!“ antwortete er.

„Dummes Zeug! Was tust du damit? Wirf ihn weg!“ riefen die beiden andern.

„Es ist eine Gabe, und weil ich sie habe, weiter sie trage!“ sagte der Nestkegel.

Nachdem er wieder eine Strecke gegangen war, fand er einen Scherben; den hob er auch auf.

„Brüder, Brüder, ich fand, ich fand . . .“ rief er.

„Ei, was fandest du denn jetzt?“ fragten die Brüder.

„Einen Scherben!“

„Wie dumm! Das ist auch etwas zum Mitnehmen! Wirf ihn weg!“

„Nein, es ist eine Gabe, und weil ich sie habe, weiter sie trage!“ antwortete der Nestkegel wieder.

Als sie noch ein Stück weiter gekommen waren, fand er ein gewundenes Bockshorn, und kurz nachher fand er auch das zweite dazu.

„Brüder, Brüder! Ich fand, ich fand . . .“ rief er.

„Und was hast du denn jetzt gefunden?“ fragten sie.

„Zwei Bockshörner!“ rief der Nestkegel.

„Pfui! Wirf sie weg! Was willst du damit?“

„O nein, es ist eine Gabe, und weil ich sie habe, weiter sie trage!“ sang der Nestkegel.

Wieder nach einer Weile fand er einen Keil.

„Hört, Brüder, ich fand, ich fand . . .“ rief er.

„Ei, du findest ja heute schrecklich viel! Was hast du denn jetzt wieder gefunden?“ fragten die beiden ältesten.

„Ich fand einen Keil,“ antwortete er.

„Ach, wirf ihn weg, was willst du damit?“ fragten die Brüder.

„Es ist eine Gabe, und weil ich sie habe, weiter sie trage,“ sagte der Nestkegel.

Als er dann über die Felder vor dem Königsschloß ging — es war erst vor kurzem gedüngt worden —, bückte er sich und hob einen alten zerrissenen Schuh auf.

„Brüder, Brüder, ich fand, ich fand . . .“ rief er wieder.

„Wollte Gott, du hättest ein wenig Verstand gefunden, bis wir am Ziele sind!“ sagten die andern. „Was hast du denn jetzt wieder gefunden?“

„Eine abgerissene Schuhsohle,“ antwortete er.

„Pfui! Ist das auch etwas zum Aufheben? Gleich wirf es weg, was willst du denn damit?“

„Ach, es ist eine Gabe, und weil ich sie habe, weiter sie trage, dann gewinne ich die Prinzessin und das halbe Königreich,“ sagte der Nestkegel.

„Ja, du siehst danach aus," sagten die beiden andern.

Nun gingen sie ins Königsschloß hinein, und zwar der älteste zuerst.

„Guten Tag," sagte er.

„Guten Tag," sagte auch die Prinzessin und sah ihn zornig an.

„Es ist sehr heiß hier," sagte er.

„O, die glühenden Kohlen sind noch heißer," erwiderte die Prinzessin, denn da lag das Brenneisen bereit und wartete auf ihn. Als er es sah, wußte er nicht, was sagen, und da war er fertig.

Dem zweiten Bruder ging es nicht besser.

„Guten Tag," sagte er.

„Guten Tag," sagte auch sie und machte eine Grimasse.

„Es ist schrecklich heiß hier," sagte er.

„Die glühenden Kohlen sind noch heißer," erwiderte sie. Darauf verstummte auch er, und dann kam auch gleich das Eisen zum Vorschein.

Jetzt kam der Nestkegel an die Reihe.

„Guten Tag," sagte er.

„Guten Tag," sagte auch sie und drehte und wendete sich.

„Wie angenehm warm ist es hier!" sagte der Nestkegel.

„Die glühenden Kohlen sind noch wärmer," antwortete sie; die Ankunft des dritten hatte sie nicht freundlicher gestimmt.

„Dann könnte ich vielleicht hier meine Krähe braten?" fragte er.

„Ich habe Angst, sie könnte zerplatzen," sagte die Königstochter.

„O, das hat keine Not! Ich lege den Weidenring herum," antwortete der Nestkegel.

„Er ist zu weit," sagte sie.

„Ich stecke einen Keil hinein," versetzte der Bursche und zog den Keil heraus.

„Das Fett läuft davon," sagte die Königstochter.

E.W.

„Ich halte dies drunter," rief der Burſche und wies ihr den Scherben.

„Biſt du aber verdreht!" ſagte die Prinzeſſin.

„Nein, ich bin nicht verdreht, aber dieſes hier iſt verdreht," antwortete der Burſche und zog eines von den gewundenen Bockshörnern heraus.

„Nein, ſo etwas iſt mir doch noch nie vorgekommen!" ſagte ſie.

„Da iſt gleich noch ſo etwas!" rief er und zog das zweite Horn heraus.

„Ich glaubte, du ſeieſt ausgezogen, mir das letzte Wort abzugewinnen," ſagte die Prinzeſſin.

„Nein, ich bin nicht ausgezogen, aber der hier iſt ausgezogen," antwortete der Burſche und zog den alten Schuh heraus.

Da blieb der Prinzeſſin das Wort im Munde ſtecken.

„Jetzt biſt du mein," ſagte der Neſtkegel. Und da bekam er ſie und das halbe Königreich obendrein.

Der Hahn und der Fuchs

Es war einmal ein Hahn, der ſtand auf einem Miſthaufen und krähte und ſchlug mit den Flügeln. Da kam der Fuchs herbei.

„Guten Tag," ſagte der Fuchs. „Ich habe wohl gehört, daß du gut krähen kannſt; aber kannſt du auch auf einem Bein ſtehen und dabei krähen und ſchlafen, wie dein Vater das konnte?" ſagte Reineke Fuchs.

„O ja, das kann ich alles sehr gut," krähte der Hahn. Er stellte sich auf ein Bein, aber er schlummerte nur mit einem Auge; und als er dies getan hatte, warf er sich in die Brust und schlug mit den Flügeln, wie wenn er etwas Großes geleistet hätte.

„Das war sehr schön, ja es war fast ebenso schön, wie wenn der Pfarrer in der Kirche predigt," sagte der Fuchs. „Aber kannst du nun auch auf einem Bein stehen und krähen und mit beiden Augen schlafen? Das kannst du doch wohl nicht?" sagte Reineke Fuchs. „Ja, ja, dein Vater, das war ein Staatshahn," sagte er.

„O ja, das kann ich auch," sagte der Hahn und stellte sich auf ein Bein und machte beide Augen zu! Aber hast du nicht gesehn! fiel da der Fuchs über ihn her, packte ihn im Nacken, und warf ihn sich auf den Rücken, daß der Hahn noch nicht einmal fertig gekräht hatte, als es auch schon dem Walde zuging, so schnell den Fuchs seine Beine trugen.

Als sie eine alte Tanne mit tief herabhängenden Zweigen erreicht hatten, warf Reineke den Hahn auf den Rücken, setzte ihm den Fuß auf die Brust und wollte sich eben einen Leckerbissen herausbeißen.

„Du bist nicht so gottesfürchtig, wie dein Vater war," sagte der Hahn, „der bekreuzte sich und betete immer vor dem Essen," sagte er.

Aber Reineke wollte gottesfürchtig sein, — ja, warum auch nicht! — Er ließ den Hahn los und wollte die Pfoten über der Brust kreuzen und beten. Aber wips! flog der Hahn auf den Baum hinauf.

„Deshalb entgehst du mir doch nicht," sagte Reineke Fuchs im stillen. Er ging fort und kam mit ein paar Hobelspänen zurück; der Hahn guckte und guckte, was denn das sein könnte.

„Was hast du da?" fragte er.

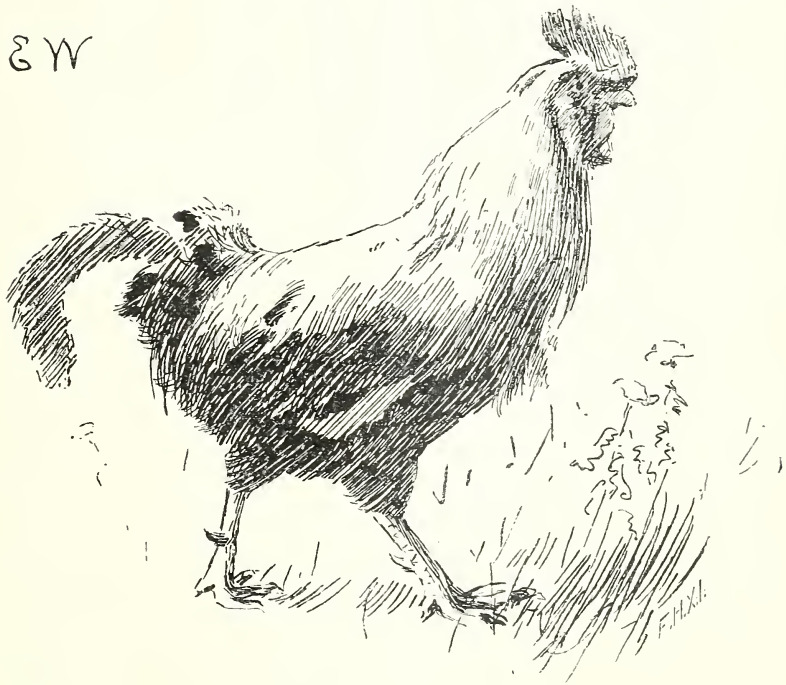
„O, das sind Briefe, die ich vom Papst in Rom bekommen habe,"

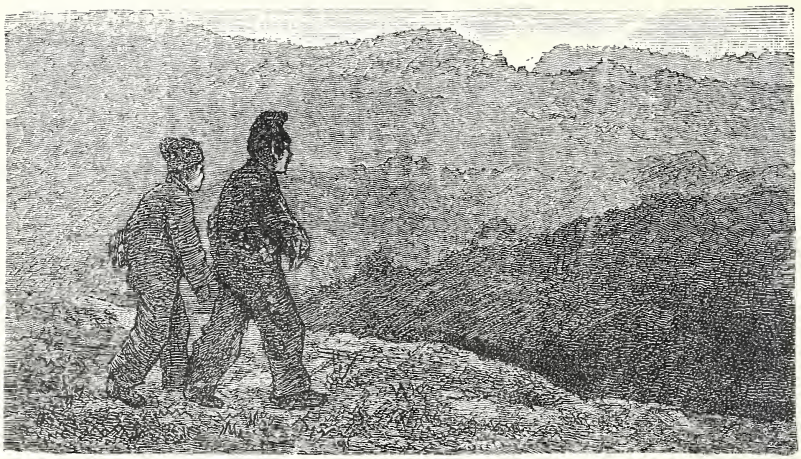
ſagte der Fuchs. „Willſt du mir nicht helfen, ſie zu leſen, denn ich ſelbſt bin des Leſens unkundig?“

„Ich würde es ſehr gerne tun, aber gerade jetzt wage ich es nicht, denn dort kommt ein Jäger. Ich ſitze hier hinter dem Stamm, und ich ſehe ihn, ich ſehe ihn!“

Als der Fuchs den Hahn von dem Jäger reden hörte, nahm er Reißaus und lief davon, ſo ſchnell er konnte.

Diesmal hatte der Hahn den Fuchs überliſtet!





Von den Burſchen, die die Trolle im Hedalwalde trafen

In einer Hütte droben in Vaage im Gudbrandtale wohnten einſtmals ein paar arme Leute. Die hatten viele Kinder, und zwei von den Söhnen, ein paar halbwüchſige Burſche, mußten beſtändig in der ganzen Umgegend betteln gehen. Sie waren deshalb mit allen Wegen und Stegen wohlbekannt und wußten auch den Richtweg nach Hedal.

Eines Tages wollten ſie auch dahin gehen; da ſie aber gehört hatten, daß ſich einige Falkenjäger bei Mäla eine Hütte gebaut hätten, wollten ſie dieſe aufſuchen, um die Vögel zu ſehen und zugleich zu erfahren, auf welche Weiſe man ſie finge; und ſo ſchlugen ſie den Weg über das Langmoor ein. Es war aber ſchon ſo ſpät in der Jahreszeit, daß die Sennerinnen alle ſchon von der Alm herabgezogen waren, und deshalb fanden ſie weder ein Obdach noch etwas zu eſſen. So mußten ſie auf dem Wege nach Hedal weitergehen; dieſer

Weg ist aber nur ein kaum sichtbarer Viehpfad, und als die Dunkelheit hereinbrach, verloren sie den Pfad, fanden auch die Vogelhütte nicht, und ehe sie sich's versahen, waren sie mitten im dichten, wilden Walde. Als die Jungen merkten, daß sie nicht mehr weiter konnten, hieben sie mit dem Handbeil, das sie bei sich hatten, Zweige von den Tannen, zündeten sich ein Feuer an und bauten sich eine Hütte aus den Zweigen; dann rissen sie Heidekraut und Moos aus und machten sich ein Lager. Als sie eine Weile geruht hatten, hörten sie, daß einer schnaubte und laut mit der Nase schnüffelte. Die Jungen horchten und lauschten, ob diese Töne wohl von Tieren oder von Waldtrollen herrührten. Aber dann wurde das Geschnüffel noch lauter, und eine Stimme sagte:

„Ich wittre Christenblut!"

Hierauf hörten sie so schwere Schritte, daß die Erde erbebte, und nun wußten die Jungen, daß Trolle unterwegs waren.

„Gott steh uns bei, was sollen wir tun?" sagte der jüngere von den beiden zu seinem Bruder.

„Bleib nur dort unter der Fichte stehen und mache dich bereit, sobald du die Trolle näherkommen siehst, die Säcke an dich zu reißen und davonzulaufen, ich aber will das Beil nehmen," sagte der andere.

In demselben Augenblick sahen sie die Trolle daherkommen, und diese waren so gewaltig groß, daß ihre Köpfe bis zu den Baumwipfeln reichten; es waren ihrer drei, aber sie hatten zusammen nur ein Auge, das sie abwechselnd gebrauchten; jeder hatte ein Loch in der Stirne, in dieses legten sie das Auge hinein und richteten es mit der Hand; der, welcher vorausging, mußte es immer haben, die andern zwei gingen hinterdrein und hielten sich an dem ersten fest.

„Lauf, lauf!" rief der ältere der beiden Jungen. „Aber entflieh nicht gar zu weit, ehe du siehst, wie es geht; da die Trolle das Auge

so hoch droben haben, fällt es ihnen schwer, mich zu sehen, wenn ich von hinten auf sie losgehe."

Nun, der Bruder lief davon, und die Trolle liefen hinter ihm her; indessen aber griff sie der ältere Junge von hinten an und hieb den letzten der Trolle ins Fußgelenk. Der Troll stieß einen gräßlichen Schrei aus, worüber der erste Troll so erschrak, daß er zusammenfuhr und das Auge fallen ließ. Der Junge war schnell bei der Hand und hob es auf. Es war größer als zwei gegeneinandergestülpte Obertassen und so glänzend hell, daß der Junge, als er hindurchschaute, alles so deutlich sah wie am hellen lichten Tage, obgleich ringsum stockfinstere Nacht war.

Als die Trolle merkten, daß ihnen der Junge das Auge genommen und einen von ihnen verwundet hatte, drohten sie, ihm alles nur erdenkliche Böse anzutun, wenn er ihnen nicht sofort das Auge zurückgäbe.

„Ich fürchte mich weder vor Trollen, noch vor Drohungen," sagte der Junge. „Jetzt habe ich allein drei Augen, und ihr habt keines, und überdies müssen zwei von euch noch den dritten tragen."

„Wenn wir unser Auge nicht augenblicklich wiederbekommen, verwandeln wir dich in einen Stein!" schrieen die Trolle. Aber der Junge dachte, das werde nicht so schnell gehen; er sagte, er fürchte sich weder vor ihrer Prahlerei, noch vor ihrer Zauberei, und wenn sie ihn nicht in Ruhe ließen, würde er alle drei verwunden, daß sie wie Gewürm am Boden kriechen müßten.

Als die Trolle dies hörten, wurde ihnen angst und bange, und nun bequemten sie sich, ihn durch gute Worte herumzubringen. Sie baten gar schön, er möge ihnen doch ihr Auge wiedergeben, er solle dann auch Gold und Silber und alles, was er nur haben wolle, von ihnen bekommen. Nun, das gefiel dem Jungen sehr wohl, aber er

wollte das Gold und Silber doch erſt haben, und ſo ſagte er, wenn einer von den Trollen heimgehen und ſo viel Gold und Silber holen wolle, daß er und ſein Bruder ihre Säcke damit füllen könnten, und wenn ſie überdies noch zwei ſtählerne Flitzbogen bekämen, dann wolle er den Trollen ihr Auge wiedergeben, aber bis dahin würde er es behalten.

Die Trolle wurden ſehr aufgebracht, und ſagten, es könne keiner von ihnen zu der Wohnung gehen, wenn er nicht das Auge hätte, mit dem er ſehen könnte. Dann aber fing einer der Trolle an, in den Wald hinein zu ſchreien, um die Frau herbeizurufen, denn alle drei zuſammen hatten auch eine Frau. Nach einer Weile ertönte eine Antwort von einer weit, weit entfernten Bergkuppe herüber. Da riefen ihr die Trolle zu, ſie ſolle zwei ſtählerne Flitzbogen und zwei Eimer voll Gold und Silber herbeibringen; und nun dauerte es natürlich nicht lange, bis die Frau da war. Als dieſe erfuhr, was ſich zugetragen hatte, wollte ſie ebenfalls mit Zauberei drohen. Aber die Trolle hatten Angſt und ſagten, ſie ſolle ſich nur vor der kleinen Weſpe in acht nehmen, ſonſt ſei ſie nicht ſicher, daß ſie nicht auch um ihr Auge käme. Da warf ſie dem Jungen die Eimer voll Gold und Silber, ſowie die beiden Flitzbogen vor die Füße und kehrte mit den Trollen heim in den Berg; und ſeit jener Zeit hat man nie wieder gehört, daß die Trolle im Hedalwalde Chriſtenblut gewittert hätten.

Der ſiebente Vater im Hauſe

Es war einmal ein Mann, der zog in der Welt umher; da kam er ſchließlich an einen großen, ſtattlichen Hof, der war ſo ſchön, daß man ihn wohl für ein Schloß hätte halten können.

„Hier muß es ſich gut ruhen laſſen," ſagte der Mann, als er zur Gittertür hineintrat. Dicht dabei ſtand ein alter Mann mit grauem Haar und Bart und ſpaltete Holz.

„Guten Abend, Vater," ſagte

der Wandersmann. „Kann ich hier ein Obdach für die Nacht bekommen?“

„Ich bin nicht der Hausvater,“ sagte der Greis. „Geh in die Küche und sprich mit meinem Vater.“

Der Wandersmann ging in die Küche. Da traf er einen noch älteren Mann, der lag vor dem Herd auf den Knieen und blies das Feuer an.

„Guten Abend, Vater! Gebt Ihr mir Obdach für die Nacht?“ fragte der Reisende.

„Ich bin nicht der Hausvater,“ erwiderte der Alte. „Aber geh nur hinein und sprich mit meinem Vater; er sitzt drinnen in der Stube am Tisch.“

Darauf ging der Wandersmann in die Stube hinein und sprach mit dem, der am Tische saß; der war noch viel älter als die beiden andern, klapperte mit den Zähnen, zitterte und bebte fast wie ein kleines Kind und las in einem großen Buche.

„Guten Abend, Vater! Wollt Ihr mir für heute nacht ein Obdach geben?“ fragte der Mann.

„Ich bin nicht der Hausvater. Aber sprich mit meinem Vater, er sitzt dort drüben auf der Bank,“ sagte er.

Der Wandersmann trat zu dem, der auf der Bank saß. Der stopfte sich eben eine Pfeife, war aber so zusammengesunken und zitterte so sehr mit den Händen, daß er sie fast nicht festhalten konnte.

„Guten Abend, Vater,“ sagte der Wandersmann wieder. „Kann ich hier übernachten?“

„Ich bin nicht der Hausvater,“ antwortete er. „Aber sprich mit meinem Vater; er liegt dort im Bett.“

Der Wandersmann ging zu dem Bette hin; darin lag ein alter,

6*

alter Mann, von dem ſah man faſt nichts anderes als ein Paar große Augen.

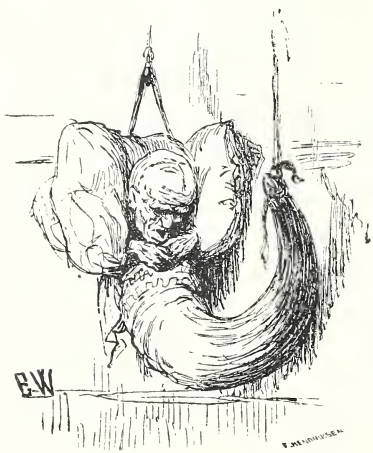
„Guten Abend, Vater!“ ſagte der Wandersmann. „Wollt Ihr mir für heute nacht Obdach gewähren?“

„Ich bin nicht der Hausvater. Aber rede mit meinem Vater; er liegt in der Wiege,“ ſagte der Greis mit den großen Augen.

Der Wandersmann ging alſo zu der Wiege hin. In dieſer lag ein uralter, ganz verhutzelter Mann, der nicht größer war als ein neugeborenes Kind, und nur an einigen Tönen, die er ab und zu ausſtieß, konnte der Wandersmann merken, daß noch Leben in ihm war.

„Guten Abend, Vater,“ ſagte der Mann. „Kann ich für dieſe Nacht ein Obdach bei Euch bekommen?“ fragte er.

Es dauerte lange, bis er eine Antwort bekam, und noch länger, bis der Alte ſeine Worte herausgebracht hatte. Wie alle andern ſagte auch er, er ſei nicht der Hausvater, aber der Fremde ſolle mit ſeinem Vater ſprechen, der in dem Horne drüben an der Wand hänge.



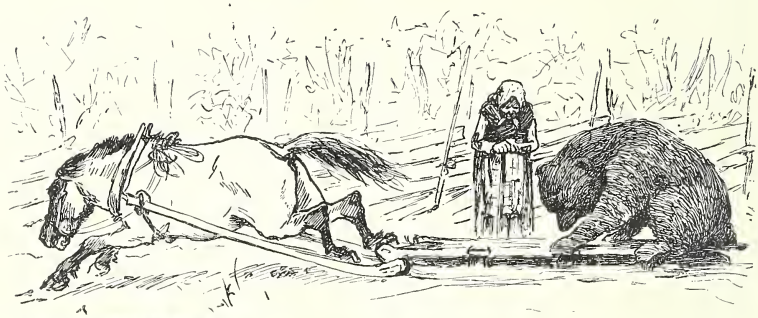
Der Wandersmann ſchaute an den Wänden umher und entdeckte ſchließlich auch das Horn; aber als er genau hinſah, ſah er nichts als ein Aſchenhäufchen, das Ähnlichkeit mit einem menſchlichen Geſicht hatte. Da wurde dem Manne angſt und bang, und er ſchrie laut: „Guten Abend, Vater! Wollt Ihr mir für heute nacht Obdach geben?“

Nun pfiff es in dem Horn, als wenn eine kleine Kohlmeiſe

darinnen säße: und nur mit großer Mühe konnte der Mann unterscheiden, daß es heißen sollte: „Ja, mein Kind.“

Und da kam plötzlich ein Tisch zur Tür herein, darauf standen allerlei köstliche Gerichte und Bier und Branntwein: und als der Wandersmann gegessen und getrunken hatte, kam ein gutes Bett mit Rentierfellen herein, und der Mann war froh, daß er endlich doch an den rechten Hausvater gekommen war.

Der gute Meiſter Petz



Es war einmal ein Bauer, der fuhr im Winter weit hinauf ins Gebirge, um eine Fuhre Laubſtreu für ſein Vieh zu holen. Als er an den Schuppen kam, ſchob er den Schlitten mit dem Pferde rückwärts ganz dicht an den Schuppen heran; dann ging er hinein und fing an, Laubbündel auf den Schlitten zu wälzen. In dem Schuppen aber lag ein Bär, der da ſeinen Winterſchlaf hielt. Als der Bär den Mann in dem Schuppen herumhantieren hörte, ſprang er hinaus und gerade auf den Schlitten hinunter. Als aber das Pferd den Meiſter Petz witterte, wurde es ſcheu und rannte davon, als wenn es den Schlitten mitſamt dem Bären geſtohlen hätte; und nun ging es denſelben Weg viel ſchneller hinunter, als es herauf gegangen

war. Meister Petz steht allerdings in dem Rufe, nicht feig zu sein; aber diese Fahrt war gar nicht nach seinem Geschmack; er hielt sich fest, so gut er konnte, und spähte ängstlich nach allen Seiten umher, ob er nicht irgendwo abspringen könnte; aber er war an das Fahren doch nicht recht gewohnt, und so fand er keine Gelegenheit zum Sprunge.

Nachdem er eine weite Strecke gefahren war, begegnete er einem Krämer.

„Um alles in der Welt, wohin will denn der Herr Vogt heute?“ rief der Krämer. „Er hat gewiß wenig Zeit und einen weiten Weg vor sich, daß Er so schnell fährt!“

Der Bär erwiderte kein Wort; denn er hatte genug zu tun, sich festzuhalten. Nach einer Weile begegnete er einer armen Frau. Sie grüßte und nickte mit dem Kopfe und bat um ein Almosen. Der Bär sagte kein Wort, er hielt sich nur fest und fuhr wie der Blitz vorüber.

Nachdem er wieder eine Strecke gefahren war, begegnete er Reineke dem Fuchs.

„Ei, ei!“ rief der Fuchs. „Fährst du spazieren? Wart ein wenig und laß mich als Kutscher hinten aufsitzen!“

Meister Petz sagte kein Wort; er hielt sich nur fest und fuhr zu, was das Pferd laufen konnte.

„Nun, wenn du mich nicht mitnehmen willst, dann kann ich dir etwas prophezeien: Heute fährst im Pelze fein, morgen wirst geschwunden sein!“ schrie er dem Bären nach.

Der Bär verstand kein Wort von dem, was Reineke gesagt hatte; er fuhr immer gleich schnell davon. Als aber das Pferd auf den Hof kam, lief es in vollem Galopp zur Stalltüre hinein, die Stränge rissen, der Schlitten flog zurück, der Bär aber schlug sich den Schädel an dem Türbalken ein, daß er auf der Stelle tot war.

Indessen schaffte der Bauer in dem Schuppen und wälzte ein Laubbündel nach dem andern hinunter, bis er glaubte, nun sei eine ordentliche Fuhre auf dem Schlitten; als er aber die Fuhre festbinden wollte, hatte er weder Pferd noch Schlitten. Da mußte er denn hinterher laufen, um sein Pferd wieder zu finden. Nach einer Weile begegnete er dem Krämer.

„Bist du einem Pferd mit einem Schlitten begegnet?“ fragte er den Krämer.

„Nein,“ antwortete der Krämer. „Aber vor einer Weile begegnete mir der Vogt; der fuhr wie der Wind, gewiß wollte er jemand pfänden.“

Nach einer Weile begegnete der Bauer dem Bettelweib.

„Bist du einem Pferd mit einem Schlitten begegnet?“ fragte er.

„Nein,“ antwortete das Weib. „Aber weiter unten begegnete ich dem Pfarrer. Er war gewiß zu einem Todkranken unterwegs, denn er fuhr sehr schnell und hatte einen Bauernschlitten.“

Wieder nach einer Weile begegnete der Bauer dem Fuchs.

„Bist du einem Pferd mit einem Schlitten begegnet?“ fragte er.

„Ja,“ antwortete Reineke Fuchs. „Aber Meister Petz saß darauf, und er fuhr darauf los, als hätte er Pferd und Schlitten gestohlen.“

„Da soll doch der Teufel dreinschlagen!“ rief der Bauer. „Er jagt mir sicherlich mein Pferd zuschanden.“

„Dann zieh ihm den Pelz ab und brat ihn auf glühenden Kohlen,“ sagte der Fuchs. „Wenn du aber dein Pferd wieder bekommst, könntest du mich wohl übers Gebirge fahren lassen; denn ich kann sehr gut fahren,“ sagte der Fuchs, „und ich hätte Lust, auch einmal zu probieren, wie das ist, wenn man vier Beine vor sich hat.“

„Was gibst du mir für die Fahrt?“ fragte der Bauer.

„Nasses und Trockenes, was du willst,“ sagte der Fuchs. „Jedenfalls bekommst du von mir ebensoviel wie von Meister Petz, denn

der pflegt ſchlecht zu bezahlen, wenn er einen Wagen wegnimmt und ſich dem Pferd auf den Rücken hängt."

„Ja, ich will dich übers Gebirge fahren," ſagte der Bauer, „wenn du mich morgen um dieſe Zeit hier erwarten willſt." Er merkte, daß ihn der Fuchs zum beſten haben wollte und einen ſeiner ſchlechten Streiche vorhatte. Deshalb nahm er eine geladene Flinte mit auf den Weg, und als Reineke Fuchs daherkam und meinte, er werde freie Fahrt bekommen, bekam er eine Schrotladung in den Leib; dann zog ihm der Bauer den Balg ab, und nun hatte er die Bärenhaut und den Fuchsbalg obendrein.

Wie der König seine Hasen hüten ließ

Es war einmal ein Mann, der lebte im Ausgeding, denn er hatte seinen Hof an seinen nächsten Erben abgetreten; aber er hatte noch drei Söhne, die hießen Peter, Paul und Esben, der Nestkegel oder der Aschenbrödel; alle drei saßen daheim und wollten nichts arbeiten, denn es ging ihnen zu gut, und sie selbst meinten auch, sie seien zu allem zu gut, und nichts sei gut genug für sie.

Da hörte Peter einmal, der König wolle einen Hirten zum Hüten seiner Hasen haben, und er sagte zu seinem Vater, er wolle hingehen, das wäre vielleicht etwas für ihn, denn er wolle keinem geringeren Manne dienen als dem König. Der Alte meinte, es gäbe doch gewiß noch andere Arbeit, die besser für ihn passen würde als diese, denn wer Hasen hüten wolle, müsse schnell und flink und kein Faulpelz sein; wenn die Hasen nach allen Seiten hin auskniffen, das gebe einen andern Tanz, als in den vier Wänden der Stube umherzulungern. Aber es half alles nichts, Peter wollte durchaus hin;

so nahm er denn seinen Ranzen auf den Rücken und schlenderte den Hügel hinunter. Als er sehr lange gegangen war, traf er ein altes Weib, dessen Nase beim Holzhacken in einen Baumstumpf hineingeklemmt worden war, und als der Bursche sah, wie sie riß und zerrte, um loszukommen, brach er in lautes Gelächter aus.

„Steh nicht da und grinse," sagte das Weib, „sondern komm und hilf einer alten, schwachen Frau. Ich wollte etwas Brennholz klein machen, da geriet ich mit der Nase hier herein, und nun stehe ich schon seit hundert Jahren hier, ziehe und zerre, um mich loszumachen, und habe die ganze Zeit über keinen Bissen zu essen bekommen," sagte sie.

Aber Peter lachte nur noch mehr; ihm kam das höchst spaßhaft vor, und er sagte, wenn sie schon hundert Jahre so dagestanden hätte, dann könne sie es auch noch weitere hundert aushalten.

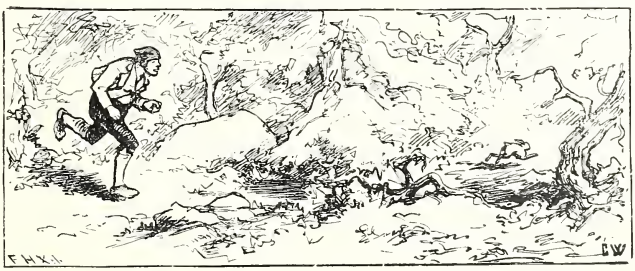
Als er in das Königsschloß kam, stellte man ihn da gleich als Hirten an. Der Dienst sei nicht schwer, gutes Essen und guten Lohn solle er auch bekommen und vielleicht die Prinzessin noch obendrein, aber wenn ihm nur ein einziger von des Königs Hasen abhanden komme, würde man ihm drei rote Riemen aus dem Rücken schneiden und ihn in den Schlangenhof werfen.

So lange nun Peter auf der Trift und auf den Wiesen des Schlosses war, hatte er alle Hasen in einer Herde beisammen, als er aber später am Tage den Wald erreichte, kniffen die Hasen aus und rannten über alle Berge davon. Peter setzte mit großen Sprüngen hinter ihnen her, so lange er hoffen konnte, wenigstens einen von ihnen wieder einzufangen; aber als der letzte verschwunden war, war er ganz außer Atem, und dann sah er nichts mehr von ihnen.

Als es Abend wurde, machte er sich langsam auf den Heimweg; am Tor blieb er stehen, guckte und guckte sich nach allen Seiten um,

aber es kamen keine Hasen daher. Als er selbst aber am Abend auf dem Schlosse ankam, stand der König schon mit dem Messer bereit, schnitt ihm drei rote Riemen aus dem Rücken, streute Salz und Pfeffer hinein und warf ihn in den Schlangenhof.

Nach einiger Zeit wollte sich Paul auf den Weg nach dem Königsschlosse machen und die Hasen des Königs hüten. Der alte Vater sagte ganz dasselbe zu ihm und noch viel mehr dazu; Paul aber wollte durchaus fort, es half alles nichts, und es ging ihm nicht schlechter und nicht besser, als es Peter gegangen war. Die Frau stand da und riß und zerrte mit der Nase im Baumstumpf, er aber lachte, und es kam ihm nur spaßhaft vor; er ließ sie stehen und sich abmühen. Den Dienst erhielt er sogleich ohne jeglichen Anstand; aber die Hasen liefen ihm über alle Berge davon, und es half ihm nichts, daß er aus Leibeskräften hinter ihnen herrannte, daß er nur so keuchte und wie ein Schäferhund in der heißesten Sonnenglut daherjagte. Als er am Abend ohne Hasen im Schlosse ankam, stand der



König schon mit dem Messer auf dem Hofe, schnitt ihm drei breite Riemen aus dem Rücken, streute Salz und Pfeffer hinein, und dann fort mit ihm in den Schlangenhof.

Nachdem einige Zeit verstrichen war, wollte sich auch der Aschen-

brödel auf den Weg machen und des Königs Hasen hüten. Er sagte es seinem Vater und meinte, das wäre gerade eine passende Arbeit für ihn, so in Wald und Feld umherzuschweifen, Erdbeeren zu pflücken, dabei eine Schar Hasen zu hüten und dazwischen in der Sonne zu liegen und zu schlafen.

Der alte Vater aber meinte, es gäbe doch gewiß noch andere Arbeit, die besser für ihn paßte, und wenn es ihm nicht schlechter ergehe wie seinen Brüdern, so gehe es ihm doch gewiß auch nicht besser. Wer des Königs Hasen hüten wolle, dürfe nicht wie ein Faulpelz auf bleiernen Sohlen daherkommen, oder wie eine Fliege auf einer Leimrute; wenn die Hasen ihm über alle Berge davonliefen, da werde das einen ganz andern Tanz geben, als mit Handschuhen Flöhe zu fangen; wer da mit heiler Haut davonkommen wolle, müsse mehr als hurtig und flink sein und schneller, als wenn er Flügel hätte.

Ja, das helfe nun alles nichts, wie es auch ausfallen möge, sagte Esben, der Aschenbrödel; er wolle nach dem Schlosse und zum König, denn einem geringeren Herrn wolle er nicht dienen. Die Hasen werde er schon hüten, sie würden wohl nicht schlimmer als Ziegen und Kälber sein. Aschenbrödel nahm also den Ranzen auf den Rücken und schlenderte den Hügel hinunter.

Als er sehr weit, ja weiter als weit, gegangen war, und eben anfing, tüchtig hungrig zu werden, gelangte er zu der alten Frau, die mit der Nase im Baumstumpf festsaß und riß und zerrte, um loszukommen.

„Guten Tag, Mütterchen," sagte Aschenbrödel. „Mußt du dich so mit deiner Nase abquälen, du armer Tropf?" sagte er.

„Seit hundert Jahren hat mich niemand mehr Mütterchen genannt," sagte die Alte. „Aber komm nur und hilf mir, mich loszumachen, und gib mir etwas zu essen, denn während der ganzen Zeit

habe ich nicht einen Bissen über die Lippen gebracht, ich werde dann auch wie eine Mutter an dir handeln."

Ach ja, meinte Aschenbrödel, sie könne Essen und Trinken wohl sehr nötig haben.

Er zerspaltete den Baumstumpf, und sie zog die Nase aus der Spalte heraus; dann fing er zu essen an und teilte mit ihr; und wie man sich wohl denken kann, hatte die Alte einen ordentlichen Appetit, so daß ihr der Bruderteil von dem Mundvorrat zufiel.

Als sie damit fertig waren, gab sie Aschenbrödel eine Pfeife, diese Pfeife aber war so beschaffen: wenn er in das eine Ende hineinblies, zerstreute sich alles nach allen Seiten, was er forthaben wollte, — blies er aber dann in das andere Ende hinein, so versammelte es sich wieder, sobald er es zurückwünschte. „Ei, das ist ja eine ganz merkwürdige Pfeife," dachte Aschenbrödel.

Als er auf das Königsschloß kam, wurde er sogleich als Hirte angenommen. Der Dienst sei nicht übel, Kost und Lohn solle er haben, und wenn er imstande sei, des Königs Hasen so zu hüten, daß ihm keiner abhanden komme, kriege er vielleicht sogar die Prinzessin. Wenn ihm aber einer von den Hasen entwische, und wäre es auch nur das kleinste Häschen, würden ihm drei rote Riemen aus dem Rücken geschnitten; und der König war seiner Sache so sicher, daß er gleich hinging und sein Messer wetzte.

Ach, diese Hasen zu hüten, das sei doch gar nicht schwer, dachte Aschenbrödel; denn als er auszog, waren sie fast so zahm wie eine Schafherde, und solange er auf der Trift und auf der Weide beim Schlosse war, blieben sie auch ganz fromm beisammen; aber als sie in den Bergwald hinaufkamen und gegen Mittag die Sonne auf allen Lichtungen und Halden glühendheiß herabbrannte, kniffen sie aus und liefen über alle Berge auf und davon.

„Hallo, hallo! Wollt ihr wohl fort!“ rief Aſchenbrödel und blies in das eine Ende ſeiner Pfeife hinein. Da jagten ſie noch ſchneller nach allen Richtungen auseinander und waren verſchwunden. Als Esben an einen alten Kohlenmeiler kam, blies er in das andere Ende ſeiner Pfeife, und kaum hatte er hineingeblaſen, da waren die Haſen auch ſchon wieder da und ſtanden in Reih und Glied vor ihm, daß er ſie wie ein Regiment Soldaten auf dem Exerzierplatz überſehen konnte.

„Das iſt doch eine merkwürdige Pfeife,“ dachte Aſchenbrödel, und dann legte er ſich auf einer ſonnigen Halde zum Schlafen nieder; die Haſen aber ſprangen luſtig umher und ſorgten bis zum Abend für ſich ſelbſt; darauf blies Aſchenbrödel ſie wieder zuſammen und zog mit ihnen wie mit einer Schafherde ins Königsſchloß zurück.

Der König und die Königin und die Prinzeſſin ſtanden auf dem Söller und fragten ſich, was doch das für ein Mann ſei, der die Haſen ſo hüten könnte, daß er am Abend mit allen wieder heimkam. Der König zählte die Schar und rechnete nach, deutete mit dem Finger, rechnete wieder nach, aber es fehlte auch nicht das kleinſte junge Häschen. „Das iſt einmal ein Staatsburſche,“ ſagte die Prinzeſſin.

Am nächſten Tag zog er wieder in den Wald, um die Haſen zu hüten; aber wie er ſo recht behaglich auf einer Lichtung zwiſchen Erdbeeren lag, ſchickten ſie vom Königsſchloſſe die Stubenmagd zu ihm hinaus, die ſollte herausbringen, wie er es fertig brächte, des Königs Haſen zu hüten.

Aſchenbrödel zog die Pfeife heraus und zeigte ſie ihr. Er blies in das eine Ende, da jagten die Haſen wie das Wetter über Hügel und Berge hin, dann blies er in das andere Ende, da kamen ſie wieder dahergerannt und ſtellten ſich in Reih und Glied vor ihm auf.

Ei, das ſei einmal eine hübſche Pfeife, meinte das Stuben-

mädchen, und sie würde gerne hundert Taler dafür geben, wenn er sie ihr verkaufte.

„Ja, es ist eine merkwürdige Pfeife," sagte Aschenbrödel: und er fuhr fort, für Geld sei sie ihm nicht feil, wenn sie ihm aber die hundert Taler geben wolle und für jeden Taler noch einen Kuß obendrein, dann wolle er sie ihr lassen, sagte er.

O ja, das wolle sie gerne tun; sie würde ihm sogar zwei Küsse für jeden Taler geben und noch einen schönen Dank obendrein.

Das Mädchen bekam also die Pfeife. Aber als sie ins Schloß zurückkehrte, war die Pfeife verschwunden: denn Aschenbrödel hatte sie sich wieder zurückgewünscht, und am Abend kehrte er mit allen seinen Hasen wie mit einer echten Schafherde heim. Soviel der König auch rechnete und zählte und mit den Fingern deutete, es half alles nichts, denn es fehlte auch nicht ein Häschen.

Als Aschenbrödel am dritten Tag wieder die Hasen hütete, schickten sie die Prinzessin hinaus, um dem Burschen die Pfeife abzulocken. Sie war so fröhlich wie eine Taube, und schließlich bot sie ihm zweihundert Taler, wenn er ihr die Pfeife verkaufen und ihr sagen würde, wie sie es anstellen müsse, um sie auch glücklich mit nach Hause zu bringen.

„Ja, das ist eine merkwürdige Pfeife," sagte Aschenbrödel. Aber sie sei ihm nicht feil, doch das sei nun einerlei, ihr zuliebe wolle er sie hergeben; wenn sie ihm zweihundert Taler und überdies für jeden Taler noch einen Kuß gebe, dann solle sie die Pfeife bekommen, und wenn sie sie zu behalten wünsche, müsse sie eben sehr gut darauf aufpassen, das sei dann ihre Sache.

„Das ist ein sehr hoher Preis für so eine Hasenpfeife," sagte die Prinzessin, und es graute ihr eigentlich vor den Küssen. „Aber da wir hier mitten im Walde sind, wo es niemand sehen noch hören

kann, so möge es denn sein, denn die Pfeife muß ich durchaus haben," sagte sie; und nachdem Aschenbrödel das bekommen hatte, was er haben wollte, gab er ihr die Pfeife. Nun ging sie nach Hause, und auf dem ganzen Weg hielt sie die Pfeife fest zwischen den Fingern; als sie aber auf dem Schlosse ankam und sie vorweisen wollte, war sie ihr aus den Fingern verschwunden.

Am nächsten Tag machte sich die Königin selbst auf den Weg, um die Pfeife zu erlangen und mit nach Hause zu bringen.

Sie war mit dem Gelde knauseriger und bot nur fünfzig Taler, aber sie mußte immer höher gehen, bis es dreihundert waren. Aschenbrödel sagte, es sei eine sehr merkwürdige Pfeife, und das sei ein rechter Bettelpreis. Aber ihr zuliebe wolle er darauf eingehen. Wenn sie ihm also dreihundert Taler und für jeden Taler noch einen Schmatzkuß dazu geben wolle, dann wolle er sie ihr lassen. Diese Summe bekam er wohlgezählt, denn in dem Punkte war sie nicht so geizig.

Als sie die Pfeife erhalten hatte, band sie sie sich fest um und versteckte sie überdies sorgfältig; es ging ihr aber nicht um ein Haar besser als den beiden andern; als sie die Pfeife vorweisen wollte, war sie verschwunden, und am Abend kehrte Aschenbrödel mit des Königs Hasen wie mit einer zahmen Schafherde ins Schloß zurück.

„Das ist lauter dummes Zeug," sagte der König. „Ich werde

mich wohl selbst aufmachen müssen, um diese lumpige Pfeife zu holen; ja, ich sehe schon, es bleibt nichts anderes übrig." Und als Aschenbrödel am nächsten Tage wieder in den Wald gezogen war, lief der König hinter ihm drein und traf ihn auf demselben sonnigen Hügel, auf dem die Frauenzimmer mit ihm verhandelt hatten.

Nun, die beiden taten sehr freundlich miteinander; Aschenbrödel

7*

zeigte dem König die Pfeife, blies bald in das eine, bald in das andere Ende, und der König sagte, das sei eine sehr artige Pfeife, er wolle sie ihm jedenfalls abkaufen, und wenn er tausend Taler dafür geben müßte.

„O ja, es ist eine sehr merkwürdige Pfeife," sagte Aschenbrödel, „und für Geld ist sie mir nicht feil. Aber seht Ihr den Schimmel dort drunten?" sagte Aschenbrödel und deutete in den Wald hinein.

„Ei, das ist ja mein eigenes Pferd, der Schimmel dort," antwortete der König; er kannte das Pferd sehr genau.

„Nun, wenn Ihr mir tausend Taler gebt und die Schimmelstute, die dort auf dem Moore bei der großen Fichte weidet, küßt, dann sollt Ihr meine Pfeife bekommen."

„Ist sie um keinen andern Preis zu haben?" fragte der König.

„Nein, das ist sie nicht," versetzte Aschenbrödel.

„Gut, aber ich darf doch wohl mein seidenes Taschentuch dazwischen legen?" sagte der König.

Ja, das dürfe er, sagte Aschenbrödel. Dann bekam der König die Pfeife, und er steckte sie in seinen Geldbeutel, den Geldbeutel aber steckte er in seine Tasche und knöpfte diese fest zu. Hierauf machte er sich auf den Heimweg. Als er aber im Schlosse angekommen war und die Pfeife herausnehmen wollte, ging es ihm nicht besser als den Frauenzimmern, er hatte sie ebensowenig wie diese; Aschenbrödel aber kehrte mit seiner Hasenherde heim, und es fehlte kein Häschen.

Der König war wütend und ergrimmt, weil Aschenbrödel alle angeführt und sie überdies um die Pfeife geprellt hatte; dafür sollte er nun mit dem Leben büßen, das verstand sich von selbst; und die Königin sagte auch, es wäre am besten, wenn ein solcher Betrüger gleich auf frischer Tat hingerichtet würde.

Aschenbrödel aber meinte, das sei nicht recht und billig; er habe

doch nichts anderes getan, als was man ihm geheißen habe, und er habe sich nur seiner Haut gewehrt, so gut er gekonnt habe.

Da sagte der König, darum kümmere er sich nicht; wenn es Aschenbrödel aber gelänge, den großen Braukessel so voll zu lügen, daß er überlaufe, dann solle er mit dem Leben davonkommen.

Aschenbrödel meinte, das werde weder eine sehr lange noch eine sehr schwierige Aufgabe sein, und er traue es sich wohl zu. Und nun fing er an zu erzählen, wie es ihm von Anfang an ergangen war; er berichtete von dem Weib mit der Nase im Baumstumpf, und mitten drin im Erzählen sagte er:

„Ich muß ordentlich lügen, damit der Kessel voll wird" — dann erzählte er von der Pfeife, die er bekommen hatte, und von der Stubenmagd, die zu ihm in den Wald kam und die Pfeife für hundert Taler kaufen wollte, sowie von allen den Küssen, die sie ihm auf dem Waldhügel geben mußte; und dann erzählte er weiter von der Prinzessin, wie die zu ihm kam und ihm für die Pfeife so zärtliche Küsse gab, weil es draußen im Walde niemand sah und hörte. — „Ich muß tüchtig lügen, damit der Kessel voll wird," sagte Aschenbrödel.

Und dann erzählte er von der Königin, wie geizig sie mit dem Gelde und wie freigebig mit den Schmatzküssen gewesen war. — „Ja, ich muß tüchtig lügen, wenn der Kessel voll werden soll," sagte Aschenbrödel.

„Jetzt scheint er mir ziemlich voll zu sein," sagte die Königin.

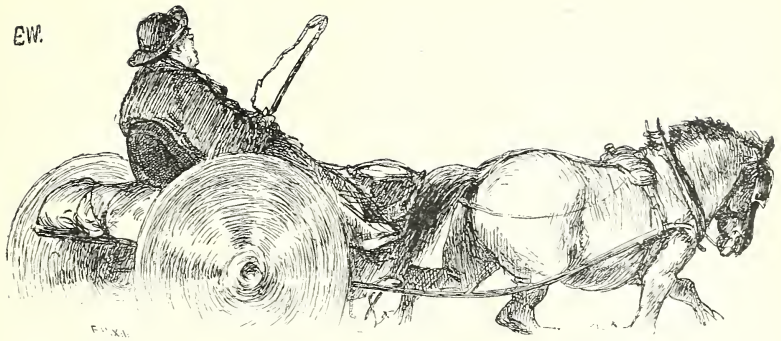
„O nein, noch lange nicht!" rief der König.

Da erzählte Aschenbrödel weiter, wie der König zu ihm, kam und von der Schimmelstute, die drunten auf dem Moore weidete — und da der König die Pfeife durchaus haben wollte — mußte er — mußte er ... — „Ja, mit Verlaub, ich muß tüchtig lügen, damit der Kessel voll wird" — sagte Aschenbrödel.

„Halt ein! Halt ein, Burſche!“ ſchrie der König. „Er iſt voll! Siehſt du denn nicht, daß er ſchon überläuft?“

Dann meinten der König und die Königin, es wäre gewiß am beſten, wenn Aſchenbrödel die Prinzeſſin und das halbe Reich bekäme, es gehe nun einmal nicht anders.

„Ja, das iſt wirklich eine merkwürdige Pfeife,“ ſagte Aſchenbrödel.



Der Pfarrer und der Küster

Es war einmal ein Pfarrer, der war eine rechte Kratzbürste; sobald er sah, daß ihm jemand auf der Landstraße entgegenfuhr, rief er schon von weitem: „Aus dem Wege! Aus dem Wege! Hier kommt der Herr Pfarrer!“

Als er nun wieder einmal so daherfuhr, kam ihm der König entgegen. „Aus dem Wege! Aus dem Wege!“ schrie er schon von weitem. Aber der König fuhr ruhig weiter wie vorher, so daß diesmal der Pfarrer ausweichen mußte. Als nun der König an dem Pfarrer vorüberfuhr, sagte er zu ihm: „Du hast morgen auf dem Schlosse vor mir zu erscheinen, und wenn du dann drei Fragen, die ich dir vorlegen werde, nicht beantworten kannst, soll dir um deines Hochmutes willen Talar und Pfarrerskrause abgenommen werden.“

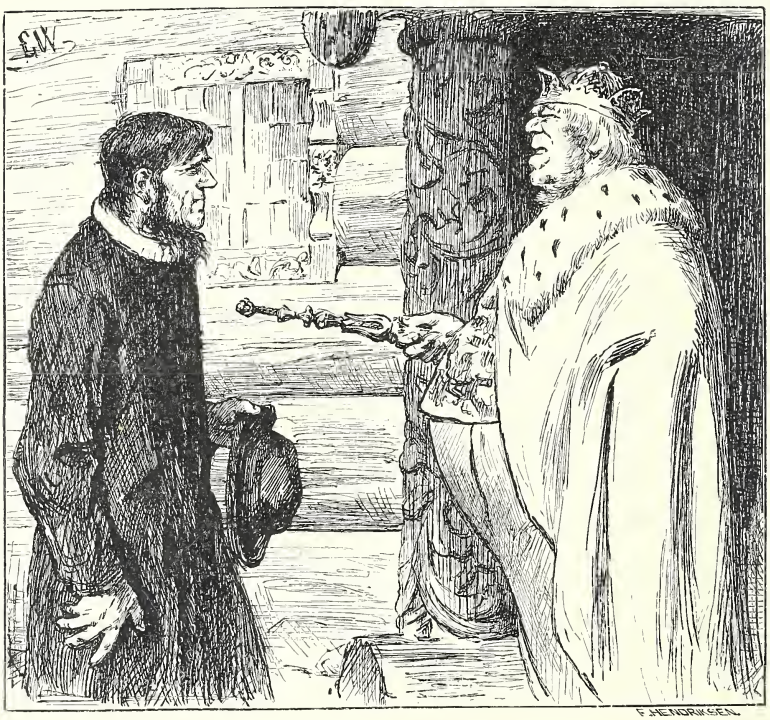
Das klang anders, als was der Pfarrer zu hören gewohnt war. Schreien und befehlen und sich fürchterlich brüsten, das konnte er, aber Fragen beantworten, das war nicht seine Sache. Er ging deshalb zu seinem Küster, von dem man sagte, ihm würde der Pfarrersrock

beſſer anſtehen als dem Pfarrherrn. Zu dieſem Küſter ſagte der Pfarrer, er habe nicht die Abſicht, nach dem Schloſſe zu gehen. „Denn ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weiſe beantworten können,“ ſagte er, und dann überredete er den Küſter, an ſeiner Statt hinzufahren.

Der Küſter fuhr auch wirklich in des Pfarrers Kirchenrock nach dem Schloſſe. Der König empfing ihn draußen auf dem Söller, mit Krone und Zepter und ſo prächtig angetan, daß er nur ſo glänzte und gleißte.

„Nun, biſt du da?“ fragte der König.

O ja, er war da, das war tatſächlich wahr!



„Sage mir nun zum erſten, wie weit es von Oſten nach Weſten iſt?“ fragte der König.

„Eine einzige Tagereiſe,“ antwortete der Küſter.

„Wieſo?“ fragte der König.

„Nun, ja, die Sonne geht im Oſten auf und im Weſten unter, und das vollbringt ſie ganz gemächlich an einem Tage,“ antwortete der Küſter.

„Ja, jawohl,“ ſagte der König. „Aber nun ſage mir, wieviel ich deiner Meinung nach, ſo wie ich hier vor dir ſtehe, wert bin?“

„Der Herr Chriſtus wurde auf dreißig Silberlinge geſchätzt, alſo darf ich den Herrn König wohl nicht höher als auf neunundzwanzig anſchlagen,“ ſagte der Küſter.

„Nun ja,“ ſagte der König. „Aber da du in allem ſo wohl bewandert biſt, ſo ſage mir, was ich jetzt eben denke.“

„Ei, Ihr denkt wohl, der hier vor Euch ſtehe, ſei der Pfarrer; aber zu meiner Schande muß ich geſtehen, daß Ihr Euch täuſchet, denn ich bin der Küſter,“ ſagte er.

„Ei, ſo geh — heim und ſei der Pfarrer! Der Pfarrer aber ſei fortan der Küſter an deiner Statt,“ ſagte der König; und ſo geſchah es.

Aschenbrödel, der die Prinzessin im Lügen übertrumpfte

Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, die konnte so furchtbar lügen, daß sie niemand darin übertreffen konnte. Deshalb ließ der König bekannt machen, wer imstande wäre, so zu lügen, daß seine Tochter ihn nicht mit einer Lüge übertrumpfen könnte, der sollte die Prinzessin und das halbe Königreich bekommen. Es gab natürlich viele, die ihr Heil versuchten, denn alle wollten gerne die Prinzessin und das halbe Königreich gewinnen, aber es ging allen miteinander

schlecht. Nun waren da drei Brüder, die wollten auch ihr Glück versuchen. Die beiden ältesten machten sich zuerst auf den Weg, aber es ging ihnen nicht besser als allen anderen. Dann nahm der jüngste, der Aschenbrödel, den Weg unter die Füße, und er traf die Prinzessin im Kuhstall.

„Guten Tag," sagte Aschenbrödel.

„Guten Tag," sagte auch die Prinzessin. „Ihr habt doch keinen so großen Stall wie wir," fuhr sie fort, „denn wenn hier an jedem Ende ein Hirte steht und auf dem Horn bläst, können sie einander nicht hören."

„O ja," erwiderte Aschenbrödel, „unserer ist noch viel größer, denn wenn in dem unsrigen an dem einen Ende eine Kuh trächtig wird, kalbt sie schon, ehe sie das andere Ende erreicht hat."

„Ach so," sagte die Prinzessin. „Aber ihr habt doch keinen so großen Ochsen wie wir. Da siehst du ihn! Wenn auf jedem seiner Hörner einer sitzt, können sie einander nicht mit einer Meßstange erreichen."

„Pah," sagte Aschenbrödel. „Wir haben einen Ochsen, wenn da auf jedem Horn ein Mann sitzt und auf dem Alphorn bläst, können sie einander nicht hören."

„Nun ja," sagte die Prinzessin. „Aber ihr habt doch nicht so viel Milch wie wir, denn wir melken die Milch in große Eimer, tragen sie hinein und schütten sie in große Töpfe."

„Wir aber melken in große Fässer, fahren sie hinein, schütten sie in große Braukessel und machen Käse daraus so groß wie Häuser; und dann haben wir eine Grauschimmelstute, die muß den Käse einstampfen; aber einmal fohlte sie in dem Käse, und nachdem wir sieben Jahre davon gegessen hatten, fanden wir ein großes, graues Pferd darin. Mit diesem sollte ich einmal nach der Mühle fahren, da brach

es sich den Hals; aber ich wußte mir zu helfen, ich nahm eine junge Tanne und setzte sie ihm statt des Rückens ein, und einen andern Rücken hat das Pferd nachher, solange wir es hatten, nicht gehabt. Diese Tanne aber wuchs und wurde so groß, daß ich daran bis zum Himmel hinaufkletterte, und als ich hinaufkam, saß da die Jungfrau Maria und spann Peitschenschnüre aus Fleischbrühe. Aber während ich zusah, brach die Tanne ab, und ich konnte nicht wieder hinunter. Aber die Jungfrau Maria ließ mich an einem der Seile hinunter, und da saßen meine Mutter und dein Vater und flickten Schuhe, und plötzlich schlug meine Mutter auf deinen Vater los, daß ihm der Schorf nur so herunterflog!"

„Jetzt lügst du!" rief die Prinzessin. „Mein Vater hat noch niemals einen Schorf auf seinem Kopfe gehabt."

Der Kohlenbrenner

Es war einmal ein Kohlenbrenner, der hatte einen Sohn, der war auch Kohlenbrenner. Als der Vater tot war, heiratete der Sohn, aber er wollte durchaus nichts arbeiten; auch die Meiler besorgte er schlecht, und schließlich wollte ihn niemand mehr beim Kohlenbrennen anstellen. Aber einmal hatte er nun doch einen Meiler fertig gebrannt und fuhr mit einem Wagen Kohlen nach der Stadt, um sie da zu

verkaufen, und als er die Kohlen verkauft hatte, trieb er sich noch eine Weile müßig auf der Straße umher. Auf dem Heimweg traf er mit Nachbarn und Landleuten aus der Umgegend zusammen, mit denen vergnügte er sich, trank und schwatzte von allem, was er in der Stadt gesehen hatte. Was ihm aber am besten gefallen habe, sei, daß es da drinnen so viele Pfarrer gebe, vor denen alle zum Gruße die Mütze abnähmen. „Ich wünschte," sagte er, „ich wäre auch so ein Geistlicher, dann grüßten mich die Leute vielleicht auch; jetzt tun sie, als sähen sich mich gar nicht."

„Ja, wenn du auch sonst nichts von einem Pfarrer hast, so bist du doch wenigstens schwarz genug dazu," sagten die Nachbarn. „Und da wir schon einmal auf dem Wege sind, so könnten wir gleich zu der Auktion ins Pfarrhaus gehen, und derweil wir uns dort einen Schnaps einschenken lassen, kannst du den Talar und die Halskrause des verstorbenen Pfarrers erhandeln." Gesagt, getan, und als der Kohlenbrenner heimkam, hatte er keinen roten Heller mehr.

„Jetzt hast du wohl Geld und Lebensmittel mitgebracht?" fragte sein Weib.

„Ja, jetzt soll es hier aus einem andern Ton gehen, Mutter!" sagte er. „Denn jetzt bin ich Pfarrer geworden. Hier siehst du den Talar und den schwarzen Rock."

„Das wirst du mir nicht weismachen! Ja ja, viel getrunken, groß geprahlt!" sagte die Frau. „Du bist doch immer derselbe Faselhans, es mag gehen, wie es will."

„Über einen Meiler darf man weder jammern noch schimpfen, ehe die Kohlen abgekühlt sind," sagte der Kohlenbrenner.

Eines schönen Tages aber zogen viele Herren in geistlicher Tracht auf dem Wege nach dem königlichen Schlosse an dem Kohlenbrenner vorüber, der daran merkte, daß etwas Besonderes los sein müsse ...

Ei, da wollte er auch dabei sein, und er zog sein geistliches Gewand an. Die Frau meinte, er täte besser, zu Hause zu bleiben, denn wenn er vielleicht auch einem vornehmen Herren das Pferd halten dürfte, würde der Groschen, den er dafür bekäme, ja doch nur durch die Gurgel gejagt.

„Immer redet man vom Trinken, Mutter, aber vom Durst spricht nie einer," sagte der Mann. „Je mehr man trinkt, desto größer wird der Durst," sagte er, und dann eilte er nach dem Schlosse.

Dort wurden alle Fremden zum Könige beschieden, und der Kohlenbrenner ging auch mit hinein. Hierauf sagte der König, er vermisse seinen kostbarsten Fingerring, und er sei überzeugt, er sei ihm gestohlen worden. Deshalb habe er alle Gottesgelehrten des Landes zusammenberufen, um zu sehen, ob sich einer darunter finde, der ihm sagen könnte, wer der Dieb sei. Und dann versprach er, den zu belohnen, der den Dieb entdeckte. Wenn er ein Predigtamtskandidat sei, so solle er Pfarrer werden, sei er Pfarrer, solle er Propst werden, und sei er Propst, so solle er Bischof werden, und sei er gar schon Bischof, so solle er der nächste nach dem König werden. Hierauf ging der König von einem zum andern und fragte sie aus.

Jetzt kam die Reihe an den Kohlenbrenner, und der König fragte ihn: „Wer bist du?"

„Ich bin der weise Priester und der wahre Prophet," sagte der Kohlenbrenner.

„Dann kannst du mir wohl sagen, wer meinen Ring genommen hat?" fragte der König.

„Ja, es ist gar nicht so unwahrscheinlich, daß das, was im Dunkeln geschieht, ans Licht gebracht wird," sagte der Kohlenbrenner. „Aber nicht jedes Jahr laicht der Lachs im Fichtenwipfel," sagte er. „Jetzt habe ich schon sieben Jahre lang für mich und die meinigen

gebetet, aber noch immer kein Amt bekommen. Soll also der Dieb herausgebracht werden, muß ich gute Zeit und eine Menge Papier haben, denn ich muß viel rechnen und nach vielen Ländern schreiben."

Jawohl, er solle gute Zeit und eine Menge Papier bekommen, wenn er nur den Dieb herausbringe, lautete die Antwort.

Nun bekam er ein eigenes Zimmer im Königsschlosse, und es dauerte nicht lange, bis man merkte, daß er mehr als ein Vaterunser beten konnte, denn er verschrieb soviel Papier, daß es in großen Haufen und Bergen dalag, und da war auch nicht einer, der von allem, was er schrieb, ein einziges Wort hätte herausbringen können, denn es sah aus wie lauter Haken und Krähenfüße. Aber die Zeit verstrich, und noch immer hatte er den Dieb nicht herausgebracht. Da wurde der König der Sache überdrüssig, und er sagte, wenn der Prophet den Dieb jetzt nicht in drei Tagen herbeischaffe, sei es um sein Leben geschehen.

„Wer helfen will, geh sacht und still. Man kann die Kohlen nicht auseinanderscharren, ehe der Meiler gelöscht ist," sagte der Kohlenbrenner.

Aber der König blieb bei seinem Ausspruch; und der Kohlenbrenner merkte, daß sein Leben jetzt nur noch an einem Fädchen hing. Nun aber waren da drei von des Königs Dienern, die ihm aufwarteten, und diese drei hatten miteinander den Ring gestohlen. Während nun der eine Diener nach dem Abendessen den Tisch abdeckte, sah der Kohlenbrenner eine Weile zu, dann stieß er einen tiefen Seufzer aus und sagte: „Dies war der erste!" Er meinte aber den ersten von den drei Tagen, die er noch zu leben hätte.

„Dieser Pfarrer kann mehr als Brot essen," sagte der Diener, als er wieder zu seinen Kameraden herauskam. „Er hat zu mir gesagt, ich sei der erste."

Am nächsten Tag wartete ihm der zweite Diener auf; und dieser sollte gut aufmerken, was der Pfarrer sagte. Und richtig, als er nach dem Abendbrot den Tisch abdeckte, sah ihn der Kohlenbrenner starr an, seufzte so recht schmerzlich und sagte: „Das war der zweite!"

Nun sollte der dritte gut aufpassen, wie sich der Pfarrer am dritten Tag benehmen würde; aber es ging eher schlimmer als besser, denn als der Diener die Tür aufmachte und mit dem Geschirr hinausgehen wollte, legte der Kohlenbrenner die Hände zusammen und sagte: „Das war der dritte!" Und dabei seufzte er, als ob ihm das Herz brechen sollte.

Atemlos stürzte der Diener zu seinen Kameraden hinaus und sagte, es sei ganz klar, daß der Pfarrer alles wisse. Darauf gingen sie miteinander hinein, fielen vor dem Kohlenbrenner nieder und

baten und flehten, er solle doch nicht verraten, daß sie den Ring gestohlen hätten. Jeder von ihnen wolle ihm gern hundert Taler geben, wenn er sie nur nicht ins Unglück stürze. Da versprach ihnen der Kohlenbrenner hoch und teuer, er werde keinen ins Unglück bringen, wenn er das Geld und den Ring und eine große Schüssel Brei bekomme. In den Brei hinein steckte er den Ring und ließ dann den Brei durch einen von den Dienern dem größten Eber des Königs zu fressen geben, zugleich aber befahl er, wohl aufzupassen, daß das Tier den Ring nicht wieder von sich gebe.

Am nächsten Morgen kam der König herbei und verlangte den Dieb genannt zu bekommen.

„Ja, jetzt habe ich gerechnet und nach vielen Ländern geschrieben," sagte der Kohlenbrenner. „Aber der den Ring gestohlen hat, ist kein Mensch," sagte er.

„Pah, wer ist es denn sonst?" fragte der König.

„Es ist der große Eber des Königs," sagte der Kohlenbrenner.

Da wurde der Eber geschlachtet, und siehe! er hatte richtig den Ring in seinem Magen. Nun bekam der Kohlenbrenner ein Pfarramt, und der König war so glücklich, daß er ihm ein Pferd und ein Haus und hundert Taler dazu schenkte, und der Kohlenbrenner besann sich nicht lange, sondern trat das Amt sogleich an.

Am Sonntag darauf sollte er in der Kirche sein Anstellungsdekret vorlesen, aber ehe er aufbrach, wollte er noch frühstücken. Dabei legte er das Anstellungsdekret auf das Fladenbrot, vergriff sich nachher und tunkte das Dekret in den Suppentopf. Als er merkte, daß es zäh und schlecht zu kauen war, gab er dem Hunde das ganze Stück, der es auch sogleich verschlang.

Nun wußte er nicht, was er tun sollte. Aber in die Kirche mußte er, denn die Gemeinde wartete, und als er hinkam, bestieg er

8*

sogleich die Kanzel. Er setzte eine so feierliche Miene auf, daß alle dachten, das sei ganz gewiß ein ausgezeichneter Pfarrer. Doch als es nun zum Klappen kam, war es nicht so besonders ausgezeichnet.

„Meine lieben Zuhörer, die Worte, die ihr heute hättet hören sollen, sind in die Hunde gefahren. Aber kommet am nächsten Sonntag wieder, liebe Gemeindeglieder, dann sollt ihr etwas anderes zu hören bekommen! Damit ist diese Predigt aus."

„Das ist ein sonderbarer Pfarrer," dachten die Zuhörer; denn eine solche Predigt hatten sie noch nie gehört. Aber dann meinten sie: „Nun, es wird schon besser kommen, und wenn es nicht besser wird, werden wir uns auch zu helfen wissen."

Am nächsten Sonntag kamen so viele Leute zum Gottesdienst, die den neuen Pfarrer hören wollten, daß fast kein Platz für alle in der Kirche war. Der Pfarrer bestieg sogleich die Kanzel. Er stand eine Weile droben und sagte kein Wort, aber dann begann er auf einmal mit schallender Stimme:

„Höre, du alte Bukke-Berit, warum sitzest du so weit hinten in der Kirche?"

„Ach, ich habe so sehr zerrissene Schuhe an, Vater," sagte sie.

„Ei, du solltest eine alte Schweinshaut nehmen und dir neue Schuhe machen, dann könntest du in der Kirche ebensoweit vorne sitzen wie andere ehrliche Weiber! — Übrigens müßt ihr bedenken, auf was für einem Weg ihr gehet, denn ich sehe wohl: wenn ihr in die Kirche kommt, so kommen die einen von Norden, die andern von Süden, und so ist es auch, wenn ihr die Kirche wieder verlasset. Aber ihr haltet euch auch unterwegs auf, und da fragt es sich, was aus euch wird. Ja, wer weiß, was aus uns allen noch wird? — Nun soll ich noch bekannt machen, daß der alten Frau Pfarrer eine schwarze Stute abhanden gekommen ist. Sie hat Haarbüschel über

den Hufen und eine lange Mähne und dergleichen mehr, was ich an dieser Stätte nicht aufzählen will. — Ferner habe ich ein Loch in meiner alten Hosentasche, das weiß ich, aber ihr wißt es nicht; ob aber jemand einen Lappen hat, der auf das Loch paßt, das wißt weder ihr, noch weiß ich es."

Mit dieser Predigt waren einige von der Gemeinde ganz zufrieden, und sie zweifelten nicht daran, daß mit der Zeit noch ein ganz guter Pfarrer aus dem Manne werden könnte; aber die meisten sagten doch, es sei zu toll, und als der Propst zur Visitation kam, verklagten sie den Pfarrer und sagten, solche Predigten seien unerhört, ja, einer konnte die letzte Predigt noch auswendig und sagte sie dem Propste her.

Aber der Propst sagte, das sei ja eine sehr gute Predigt; der Pfarrer habe vermutlich in Gleichnissen gesprochen und sagen wollen, daß man dem Licht nachgehen und die Finsternis mit ihren Werken fliehen solle. Ferner habe er von denen gesprochen, die auf dem breiten und dem schmalen Wege seien; und die Bekanntmachung von der schwarzen Pfarrerstute, sagte der Propst, sei ein ganz besonders herrliches Gleichnis von dem Ende, das unser aller warte. Die Tasche mit dem Loch darin solle die Armut des Pfarrers bedeuten, der Lappen, der darauf solle, aber die Opfer und milden Gaben, die er von der Gemeinde erwarte, sagte der Propst.

„Ja, soviel merkten wir auch, daß er seinen eigenen Pfarrersack meinte," riefen die Umstehenden.

Zum Schlusse sagte der Propst, er sei der Ansicht, daß die Gemeinde einen sehr guten und verständigen Pfarrer bekommen habe, über den sie sich durchaus nicht beklagen dürfe: und das Ende davon war, daß sie keinen andern erhielt. Als es aber mit der Zeit eher schlimmer als besser wurde, verklagten die Gemeindeglieder ihn beim Bischof.

Endlich nach langer Zeit kam der Bischof zur Kirchenvisitation. Am Tage vorher war jedoch der Kohlenbrenner in aller Stille in der Kirche gewesen und hatte die Kanzel fast ganz abgesägt, so daß sie nur noch halten konnte, wenn er sehr vorsichtig hinaufging. Als nun die Gemeinde versammelt war und der Pfarrer vor dem Bischof predigen sollte, stieg er äußerst behutsam hinauf und fing nach seiner Gewohnheit an loszulegen. Nach einer Weile jedoch fuhr er noch mehr ins Zeug, schlug mit den Armen um sich und rief laut: „Ist jemand hier, der etwas Böses oder eine Missetat begangen hat, so wäre es am besten für ihn, wenn er diese Stätte verließe! Denn heute wird ein Fall geschehen, wie ein ähnlicher noch nicht geschehen ist seit Anbeginn der Welt!“ Dabei schlug er auf die Kanzel, daß es dröhnte; die Kanzel mit dem Pfarrer und allem, was drum und dran war, stürzte mit fürchterlichem Gepolter in die Kirche hinab, und die Zuhörer flohen hinaus, wie wenn der Jüngste Tag angebrochen wäre.

Der Bischof aber sagte, er verwundere sich sehr, daß die Gemeinde sich über diesen Pfarrer beklage, der mit solcher Kraft predige und so viel Weisheit habe, daß er die kommenden Dinge voraussagen könne; ja, seiner Ansicht nach sollte der Pfarrer mindestens Propst sein, — und es dauerte auch nicht mehr lange, da wurde er es. — Da war nichts zu machen; die Gemeinde mußte sich mit ihm zufrieden geben.

Nun hatten aber der König und die Königin des Landes keine Kinder, und als der König erfuhr, daß wahrscheinlich ein Kindlein ankommen würde, hätte er zu gerne gewußt, ob er einen Erben für Land und Reich oder nur eine Prinzessin bekommen würde. Alle Gelehrten des Landes wurden auf dem Schlosse versammelt, um kund zu tun, was zu erwarten sei.

Als nun keiner von allen den Gelehrten es sagen konnte, er-

innerten ſich der König und der Biſchof an den Köhler, und es dauerte nicht lange, da hatten ſie ihn zwiſchen ſich und fragten ihn aus. Aber er ſagte: nein, das wiſſe er auch nicht; denn was niemand wiſſen könne, ſei auch nicht zu erraten.

„Nun wohl," ſagte der König, „mir iſt es einerlei, ob du es weißt oder nicht: aber du biſt ja der weiſe Prieſter und wahre Prophet, der die kommenden Dinge vorausſagen kann, und wenn du es mir nicht ſagen willſt, dann wird dir der Talar wieder ausgezogen," ſagte der König. „Aber ich will dich doch vorher noch auf die Probe ſtellen," ſagte er, indem er ſeinen größten ſilbernen Humpen ergriff und damit an den Strand hinunterging.

„Wenn du mir jetzt ſagen kannſt, was ich hier in dem Humpen habe, dann kannſt du auch wohl das andere ſagen," ſagte der König und hielt den Humpendeckel zu.

Der Kohlenbrenner rang nur die Hände und jammerte laut. „Ach, du ärmſte, unglückſeligſte Krabbe auf dieſer Welt, was haſt du jetzt für alle deine Mühe und Anſtrengung?" rief er.

„Siehst du wohl, daß du es weißt!“ sagte der König, denn er hatte eine große Krabbe in dem silbernen Humpen. Nun half alles nichts mehr, der Kohlenbrenner mußte zu der Königin in den Saal hinein. Dort nahm er einen Stuhl und setzte sich mitten ins Gemach, und die Königin ging auf und ab.

„Man soll keinen Stall für ein ungeborenes Kalb bauen und dem Kind keinen Namen geben, ehe es geboren ist,“ sagte der Kohlenbrenner. „Aber so etwas ist mir noch nie vorgekommen: wenn die Frau Königin auf mich zukommt, meine ich, es werde ein Prinz, wenn sie aber weggeht, ist es mir, als werde es eine Prinzessin. Und siehe! es wurden Zwillinge. So hatte es der Kohlenbrenner auch diesmal getroffen. Und weil er also sagen konnte, was niemand wußte, bekam er das Geld scheffelweise und wurde der Nächste nach dem Könige. Und tripp, trapp, trill, mancher wird mehr, als er will!

Der Widder und das Schwein, die in den Wald gingen, um für sich zu wohnen

Es war einmal ein Widder, der ſtand vor dem wohlgefüllten Futtertrog, denn er ſollte gemäſtet werden; es ging ihm deshalb vorzüglich, und er wurde von all den guten Dingen rund und fett. Und

immer wieder kam die Stallmagd, gab ihm noch mehr und sagte: „Friß nur, Widder, du wirst nicht lange mehr hier sein, morgen schlachten wir dich!“

„Es ist ein altes Sprichwort, daß man einen guten Rat aus Frauenmund nicht verachten soll, und vor dem Tode erhält jeder noch eine Henkersmahlzeit; aber vielleicht komme ich diesmal doch auch noch mit dem Leben davon!“ dachte der Widder.

Er fraß also tüchtig, und als er wohlgesättigt war, stieß er die Tür auf und lief davon, auf den Nachbarhof; da ging er gleich nach dem Schweinestall zu einem Schwein; der Widder war in der Gegend wohlbekannt, und sie waren immer einträchtige gute Freunde gewesen.

„Guten Tag,“ sagte der Widder zu dem Schwein.

„Guten Tag,“ sagte auch das Schwein.

„Weißt du, warum es dir so gut geht, und warum man dich so sehr füttert und mästet?“ fragte der Widder.

„Nein, nein,“ grunzte das Schwein.

„Ja ja, viele Köpfe, leere Töpfe, das ist wahr. Sie wollen dich schlachten und dann verspeisen.“

„So so?“ sagte das Schwein. „Na, wohl bekomm's,“ sagte es.

„Wenn es dir recht ist, laufen wir davon in den Wald, bauen uns dort ein Haus und wohnen für uns. Man sitzt immer am besten auf seiner eigenen Bank,“ sagte der Widder.

Das Schwein war ganz damit einverstanden. „In guter Gesellschaft ist gut sein,“ sagte es; und dann machten sie sich miteinander auf den Weg.

Nachdem sie eine Strecke weit gegangen waren, begegneten sie einer Gans.

„Guten Tag, liebe Leute,“ sagte die Gans. „Wo wollen die Herrschaften hin, da sie es so eilig haben?“ fragte sie.

„Guten Tag," sagte der Widder. „Es ist uns daheim zu gut gegangen, deshalb wollen wir in den Wald und für uns wohnen; eigner Herd ist Goldes wert," sagte er.

„Ja, da wo ich bin, geht es mir eigentlich auch zu gut," sagte die Gans. „Dürfte ich am Ende mit euch gehen? Gute Gesellschaft kürzt den Weg."

„Mit Worten und schönen Redensarten baut man weder Haus noch Hütte," sagte das Schwein. „Was wolltest du denn dabei tun?"

„Viele Tropfen geben auch einen Bach," sagte die Gans. „Ich kann Moos herauszupfen und die Ritzen in den Wänden verstopfen, damit das Haus dicht und warm wird."

Nun ja, dann dürfe sie mitkommen, sagte das Schwein: denn es hatte es gerne gut und warm.

Nachdem sie wieder eine Strecke gegangen waren — die Gans konnte aber nicht so schnell nachkommen —, begegneten sie einem Hasen, der aus dem Walde dahergesprungen kam.

„Guten Tag, guten Tag, ihr lieben Leute!" rief der Hase. „Wohin wollt ihr denn heute noch?" fragte er.

„Guten Tag, guten Tag!" sagte der Widder. „Ach, wir haben es daheim zu gut gehabt, deshalb wollen wir in den Wald, uns dort anbauen und für uns wohnen," sagte er. „Ost oder West, daheim das best."

„Nun, ich hab ein Heim in jedem Busch, in jedem Busch!" rief der Hase. „Aber im letzten Winter habe ich doch oft gesagt, wenn ich den Sommer erlebe, baue ich mir ein Haus: deshalb hätte ich beinahe Lust, mich euch anzuschließen und mir auch ein Haus zusammenzuzimmern," sagte der Hase.

„Ja, und wenn wir in Not sind, werden wir dich aufstellen, die

Hunde zu verjagen," sagte das Schwein, „denn beim Bau des Hauses kannst du uns ja nicht helfen."

„Die Lust zur Tat stets Arbeit hat," sagte der Hase. „Ich habe Zähne, um Pflöckchen zu nagen, und Pfoten, um die Wände zusammenzuschlagen, und kann also den Zimmermann vorstellen. ‚Gutes Werkzeug schafft gute Arbeit,' sagte der Mann, als er dem Pferde mit einem Pfriemen die Haut abzog," sagte der Hase.

Nun ja, dann dürfe er beim Bau des Hauses helfen, das verstehe sich von selbst, sagten die andern.

Als sie wieder eine Strecke gegangen waren, begegneten sie einem Hahn.

„Guten Tag, guten Tag, ihr lieben Leute!" rief der Hahn. „Wohin wollt ihr denn heute?" fragte er.

„Guten Tag, guten Tag," sagte der Widder. „Es ist uns bisher allzugut gegangen, deshalb wollen wir uns im Walde ein Haus bauen und für uns wohnen; denn was das eigne Haus beschert, ist mehr als alles andre wert," sagte er.

„Ja, mir ist es zwar ziemlich gut gegangen," sagte der Hahn, „aber besser als im fremden Land scharrt der Hahn im eignen Sand, und daheim ist er der Herr," sagte er. „Wenn ich mich mit so vornehmen Leuten zusammentun könnte, hätte ich auch Lust, mich in dem Walde anzubauen."

„Ja ja, mit Schreien und Krähen kannst du dich blähen! Aber das Maul allein bringt nicht viel ein! Du kannst ja nicht beim Bauen helfen," sagte das Schwein.

„O, man schläft nicht sicher in der Nacht, wo weder Hund noch Haushahn wacht. Ich bin früh auf und kann euch zeitig wecken," entgegnete der Hahn.

„Ja, Morgenstund hat Gold im Mund, du darfst also mit-

kommen," sagte das Schwein; es war immer der längste Siebenschläfer. „Der Schlaf ist ein großer Dieb, er will einem immer die halbe Zeit stehlen."

So zogen sie denn alle miteinander in den Wald und bauten das Haus. Das Schwein hieb die Balken, der Widder fuhr sie zur Stelle, der Hase war Zimmermann, er nagte Pflöckchen und klopfte die Wände und das Dach zusammen, die Gans pflückte Moos und verstopfte die Ritzen in den Wänden, der Hahn krähte und paßte wohl auf, daß die andern morgens nicht zu lange schliefen; und als das Haus fertig und das Dach mit Birkenrinde und Rasen gedeckt war, lebten sie darin einträchtiglich beieinander — es ging ihnen ausgezeichnet. „Ja ja, es ist doch so: Ost oder West, daheim das best," sagte der Widder.

Aber etwas weiter drinnen im Walde war eine Wolfshöhle, in der zwei Wölfe wohnten. Als diese sahen, daß in der Nachbarschaft ein neues Haus gebaut worden war, hätten sie gerne gewußt, was für Leute sie da zu Nachbarn bekommen hätten, denn sie dachten: „Ein getreuer Nachbar ist besser, als ein Bruder im fremden Land, — besser in guter Nachbarschaft zu wohnen, als weitum bekannt zu sein." Der eine machte sich gleich auf, ging in das Haus hinein und bat um Feuer für seine Pfeife. Aber in dem Augenblick, wo er zur Tür hereinkam, stieß ihn der Widder mit seinen Hörnern, daß er den Kopf an den Herd schlug, das Schwein hieb und biß und schlug ihn, die Gans zischte und klapperte mit dem Schnabel, der Hahn flog auf die Hühnerstange, schrie und krähte, und der Hase hatte solche Angst, daß er wie toll umhersprang und aus einer Ecke in die andere flog.

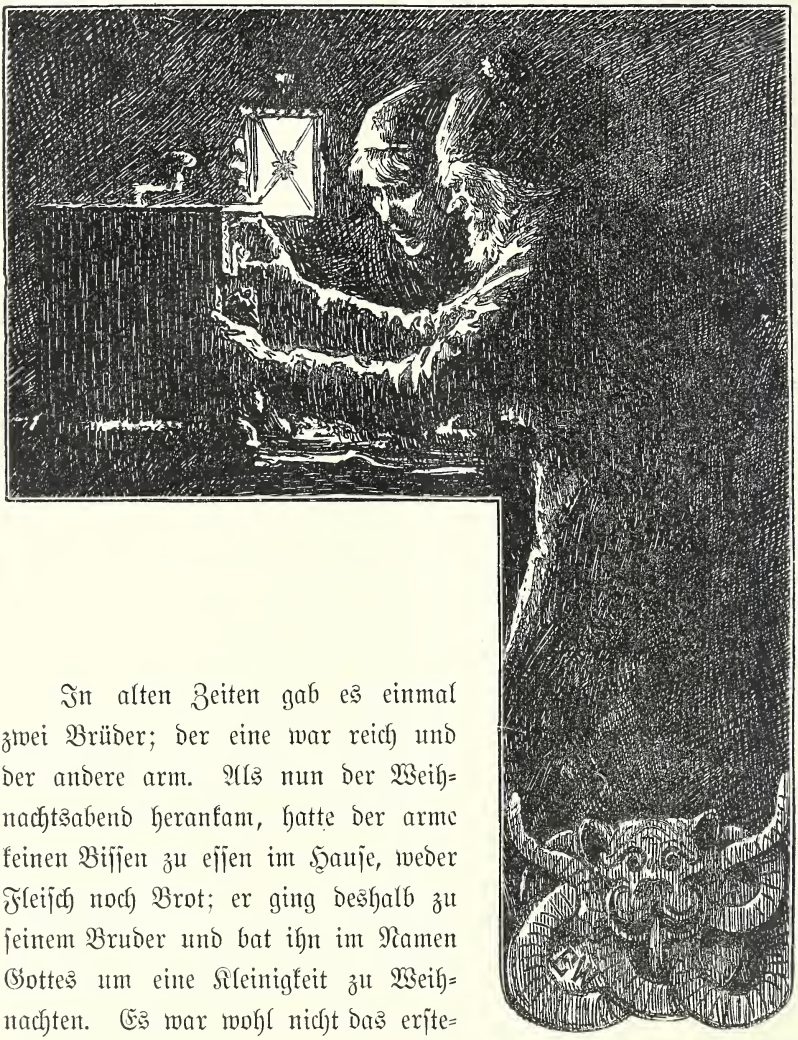
Schließlich gelang es dem Wolfe, zu entkommen.

„Na, Nachbarschaft bringt Freundschaft," sagte der Wolf, der draußen geblieben war. „Du bist wohl geradenwegs ins Paradies

gekommen, da du so lange ausgeblieben bist. Aber wie ist's mit dem Feuer, du hast ja weder Rauch noch Pfeife!"

„Ach, ich bekam ein nettes Feuer für meine Pfeife und fand eine nette Gesellschaft da," sagte der, welcher drinnen gewesen war. „Solche Leute sind mir noch nie vorgekommen. Aber wer sich grün macht, den fressen die Ziegen, und ein ungebetner Gast ist den Wirten oft zur Last," sagte der Wolf. „Als ich zur Tür hineinkam, stieß der Schuhmacher mit dem Leisten nach mir, daß ich in die Schmiedeesse flog; da saßen zwei Schmiede, die bliesen und fauchten mit dem Blasebalg und klopften und schafften mit glühenden Zangen und Stangen und zwickten mir Fleischfetzen aus dem Leibe. Der Jäger lief umher und suchte nach seiner Flinte, aber zum Glück fand er sie nicht. Und dann saß noch einer unter dem Dach, der schlug um sich und krähte: ‚Hängt ihn auf! Bringt ihn he — e — r! Bringt ihn he — e — r!', und wenn er mich hätte fassen können, wäre ich gewiß nicht bei lebendigem Leibe wieder herausgekommen."

Die Mühle, die auf dem Meeresgrunde mahlt



In alten Zeiten gab es einmal zwei Brüder; der eine war reich und der andere arm. Als nun der Weihnachtsabend herankam, hatte der arme keinen Biſſen zu eſſen im Hauſe, weder Fleiſch noch Brot; er ging deshalb zu ſeinem Bruder und bat ihn im Namen Gottes um eine Kleinigkeit zu Weihnachten. Es war wohl nicht das erſte-

mal, daß ihm der Bruder hatte etwas geben müssen; aber er war immer etwas geizig und daher nicht sonderlich erfreut über den Besuch. „Willst du tun, was ich dir sage, dann sollst du einen ganzen Schinken bekommen," sagte er. Ja, das wolle er gerne, sagte der arme Bruder und bedankte sich.

„Da hast du ihn, fahr nun zur Hölle damit," sagte der Reiche und warf ihm den Schinken hin.

„Was ich versprochen habe, muß ich halten," sagte der andere: er nahm den Schinken und machte sich auf den Weg. Dann wanderte er den ganzen Tag hindurch, bis er in der Dämmerung an ein Haus kam, aus dem es hell herausschimmerte. „Hier ist es gewiß," dachte der Mann mit dem Schinken. Im Holzschuppen stand ein alter Mann mit einem langen weißen Bart, der zum Weihnachtsabend Holz klein machte.

„Guten Abend," sagte der Mann mit dem Schinken.

„Guten Abend, wohin willst du noch so spät?" fragte der Alte.

„Ich sollte eigentlich in die Hölle, aber ich weiß nicht, ob ich auf dem rechten Weg dahin bin," antwortete der Arme.

„Doch, du bist ganz recht gegangen, dies hier ist die Hölle," sagte der alte Mann. „Wenn du aber nun hineinkommst, werden sie dir alle deinen Schinken abkaufen wollen, denn Schweinefleisch ist ein seltenes Gericht in der Hölle; aber du sollst ihn nicht für Geld verkaufen, sondern die alte Handmühle verlangen, die hinter der Tür steht. Wenn du dann wieder herauskommst, will ich dir zeigen, wie man die Mühle behandeln muß: die ist nämlich zu allerlei nütze," sagte er.

Der Mann mit dem Schinken dankte für die gute Auskunft und klopfte bei dem Teufel an. Als er hineinkam, ging es, wie der alte Mann gesagt hatte: alle Teufel, die großen und die kleinen, wimmelten

um ihn herum wie Ameisen, und der eine überbot immer den andern, um den Schinken zu bekommen.

„Ich hatte freilich die Absicht, ihn mit meinem Weibe zum Christabend zu verzehren," sagte der Mann; „da ihr jedoch so erpicht darauf seid, will ich ihn euch lassen. Aber wenn ich ihn verkaufen soll, so will ich die alte Handmühle dafür, die hinter der Tür steht."

Der Teufel wollte die Mühle nicht gerne hergeben; er feilschte und handelte mit dem Manne, dieser aber blieb bei seiner Bedingung, und so mußte der Teufel mit der Mühle herausrücken. Als dann der Mann wieder auf den Hof herauskam, fragte er den alten Holzfäller, wie er nun die Mühle gebrauchen müsse, und als der es ihm gezeigt hatte, bedankte er sich und machte sich schnellstens auf den Heimweg. Aber so sehr er sich auch beeilte, so kam er doch erst nach Hause, als es eben in der Christnacht zwölf Uhr schlug.

„Aber wo in aller Welt bist du denn geblieben?" fragte die Frau. „Hier habe ich nun Stunde um Stunde gesessen und gewartet und habe nicht einmal zwei Stecken, die ich kreuzweise unter den Topf mit der Weihnachtssuppe hätte legen können."

„Ach, ich konnte nicht früher kommen, denn ich hatte noch allerlei zu besorgen, und einen weiten Weg hatte ich auch. Aber jetzt sollst du mal sehen," sagte der Mann. Er stellte die Mühle auf den Tisch und befahl ihr, zu mahlen. Zuerst Lichter, dann ein Tischtuch, dann Essen und Bier und sonst allerlei Gutes zum Weihnachtsschmaus; und wie er der Mühle befahl, so mahlte diese. Seine Frau bekreuzte sich ein Mal ums andere und wollte wissen, wo er die Mühle herhabe, aber der Mann wollte nicht mit der Sprache heraus.

„Es ist ganz einerlei, wo ich sie herhabe. Du siehst, daß die Mühle gut ist, und daß das Mahlwasser nicht einfriert," sagte der Mann. Und so mahlte er Essen und Trinken und alle guten Sachen

für die ganze Weihnachtszeit, und am dritten Tage lud er seine Freunde zu sich ein, denn er wollte ihnen ein Gastmahl geben.

Als der reiche Bruder sah, was alles zu dem Festmahl bereit stand, ärgerte er sich grün und gelb, weil er seinem Bruder durchaus nichts gönnte.

„Am Weihnachtsabend war er noch so bettelarm, daß er zu mir kam und mich um Gottes willen um eine Kleinigkeit bat, und jetzt hält er ein Fest, wie wenn er Graf oder König wäre," sagte er. „Aber wo zum Satan hast du denn den Reichtum gefunden?" fragte er den Bruder.

„Hinter der Tür," sagte der, dem die Mühle gehörte, denn er hatte keine Lust, dem Bruder Rechenschaft darüber abzulegen. Aber später am Abend, als er etwas im Kopfe hatte, konnte er sich nicht länger zurückhalten, und nun rückte er mit der Mühle heraus. „Da siehst du die Gans, die mir die goldenen Eier legt," sagte er und ließ die Mühle bald dies, bald jenes mahlen.

Als der reiche Bruder dies sah, wollte er ihm die Mühle durchaus abkaufen, und schließlich willigte der Bruder auch ein, sie ihm zu lassen; aber dreihundert Taler müsse er ihm dafür geben, und außerdem bedang er sich noch aus, daß er die Mühle bis zur Heuernte behalten dürfe. „Denn wenn ich sie noch so lange behalte, kann sie mir für viele Jahre Essen gemahlen haben," dachte er.

Wie man sich wohl denken kann, wurde während dieser Zeit die Mühle nicht rostig, und als die Heuernte herankam, erhielt sie der Bruder, aber der andere hatte sich wohl gehütet, ihm zu zeigen, wie man sie behandeln mußte. Abends brachte der Reiche die Mühle nach Hause, und am nächsten Morgen befahl er seiner Frau, mit den Mähern aufs Feld hinauszugehen und das Heu hinter ihnen auszubreiten; er werde selbst für das Mittagessen sorgen, sagte er. Als

9*

nun die Mittagszeit herankam, stellte er die Mühle auf den Küchentisch. „Mahle Hering und Milchsuppe; aber schnell und viel!“ sagte der Mann.

Da fing die Mühle zu mahlen an, Hering und Milchsuppe, erst alle Schüsseln und Töpfe voll, dann immer weiter, daß der ganze Küchenboden davon überschwemmt wurde. Der Mann drehte und schraubte an der Mühle, um sie abzustellen; aber wie er auch daran herumhantierte, die Mühle blieb nicht stehen, und zuletzt war die Milchsuppe in der Küche schon so hoch, daß der Mann in Gefahr war, zu ertrinken. Da riß er die Stubentür auf; aber schon nach kurzer Zeit hatte die Mühle auch die Stube voll gemahlen, und nur mit knapper Not konnte der Mann in der Flut von lauter Milchsuppe noch die Türklinke finden. Als er nun die Tür aufgemacht hatte, stürzte er eiligst hinaus ins Freie, und die Flut von Hering und Milchsuppe hinter ihm her, so daß sie sich über den ganzen Hof und die Felder hinwälzte.

Indessen meinte die Frau, die das Heu auf dem Felde ausbreitete, es daure doch gar zu lange, bis das Mittagessen fertig sei. „Wir wollen jetzt nur nach Hause gehen, wenn uns der Herr auch nicht ruft,“ sagte sie zu den Mähern. „Er wird wohl die Milchsuppe nicht allein zustande bringen, und ich muß ihm helfen.“ Sie zogen also langsam heimwärts; aber als sie den Hügel hinter sich hatten, wogte ihnen Hering und Milchsuppe und Brot, alles durcheinander, entgegen, und der Mann lief immer davor her. „Wollte Gott, daß jeder von euch hundert Bäuche hätte!“ rief er. „Aber nehmt euch in acht, daß ihr nicht in dem Mittagessen ertrinkt.“ Damit jagte er, wie vom Teufel besessen, an ihnen vorbei und hinüber zu seinem Bruder. Den bat er, um Gottes willen doch die Mühle wieder zu nehmen, und zwar augenblicklich. „Denn wenn sie noch eine einzige

Stunde mahlt, dann ertrinkt das ganze Dorf in Hering und Milchsuppe," rief er.

Der Bruder aber wollte die Mühle nicht wiedernehmen, wenn ihm der andere nicht noch dreihundert Taler dazu bezahlte, und es blieb dem Reichen nichts übrig, er mußte mit dem Gelde herausrücken. Jetzt hatte der Arme sowohl Geld als auch die Mühle, und es dauerte nicht lange, da hatte er sich ein Haus gebaut, noch viel schöner als das, in dem der Bruder wohnte. Mit der Mühle mahlte er so viel Gold zusammen, daß er die Wände ganz mit Goldplatten bekleiden konnte, und das Haus lag dicht am Meeresstrand, da konnte man es vom Meere aus schon von weitem blinken und glänzen sehen. Alle, die vorbeifuhren, hielten an, um den reichen Mann in dem goldenen Hause zu besuchen und die wunderbare Mühle zu sehen, denn sie wurde weit und breit berühmt, und es gab niemand, der nicht davon reden gehört hätte.

Schließlich kam auch einmal ein Schiffer an, der die Mühle sehen wollte, und als er sie sah, fragte er, ob sie auch Salz mahlen könnte. „O ja, Salz kann sie auch mahlen," sagte der Mann, dem sie gehörte; und als der Schiffer das hörte, wollte er die Mühle mit Gewalt haben, mochte sie kosten, was sie wolle. „Denn," dachte er, „wenn ich sie hätte, brauchte ich nicht mehr über so gefährliche Meere nach Salz zu fahren."

Anfangs wollte der Mann sie durchaus nicht hergeben; aber der Schiffer ließ nicht nach mit Bitten und Betteln, und schließlich erhielt er denn auch die Mühle für viele, viele tausend Taler.

Als der Schiffer die Mühle aufgeladen hatte, hielt er sich nicht lange auf, denn er hatte Angst, der Mann könnte wieder anderen Sinnes werden; zu fragen, wie man die Mühle behandeln müsse, dazu nahm er sich gar nicht Zeit, er brachte sie so schnell wie möglich

in ſein Schiff und ſtieß ab. Als er eine Strecke weit aufs Meer hinausgefahren war, holte er die Mühle hervor. „Mahle Salz, aber ſchnell und viel!“ befahl er. Nun ja, die Mühle begann Salz zu mahlen, daß es nur ſo ſprühte. Als das Schiff voll war, wollte der Schiffer die Mühle abſtellen: aber wie er auch drehte und ſchraubte, die Mühle mahlte immer weiter, der Salzhaufen wurde immer größer, und ſchließlich ſank das Schiff. Da ſteht nun die Mühle auf dem Meeresgrunde und mahlt noch bis auf den heutigen Tag, und daher kommt es, daß das Meerwaſſer ſo ſalzig iſt.

Die Frau gegen den Strom

Es war einmal ein Mann, der hatte eine Frau, die war so ſtreitſüchtig und biſſig, daß nicht leicht im Frieden mit ihr auszukommen war. Der Mann konnte durchaus nicht mit ihr fertig werden; wenn er etwas wollte, dann wollte ſie immer das Gegenteil. Einſtmals an einem Sommerſonntag gingen der Mann und die Frau hinaus, um zu ſehen, wie es mit ihren Äckern beſtellt ſei.

Als ſie an den Acker jenſeits des Fluſſes kamen, ſagte der Mann: „Ja, nun iſt die Frucht reif, morgen müſſen wir ſie ſchneiden.“

„Ja, morgen können wir ſie ſcheren,“ ſagte die Frau.

„Was, ſie ſoll geſchoren werden! Sollen wir ſie nun nicht einmal mehr ſchneiden dürfen?“ ſagte der Mann.

„Nein, ſie ſoll geſchoren werden,“ verſetzte die Frau.

„Schon ſchlimm genug, wenn man wenig Verſtand hat,“ ſagte der Mann. „Aber jetzt haſt du wohl auch noch das bißchen verloren, das du gehabt haſt. Haſt du je geſehen, daß jemand einen Kornacker geſchoren hätte?“ ſagte er.

„Ich weiß wenig und will auch wenig wiſſen,“ ſagte die Frau, „aber das weiß ich gewiß, daß der Acker geſchoren und nicht geſchnitten

werden soll," sagte sie. Es war durchaus nichts zu machen, geschoren sollte er werden.

Sie gingen weiter und stritten und zeterten, bis sie auf der Brücke gerade über einer tiefen Stelle im Fluß angekommen waren.

Da sagte der Mann: „Ein altes Sprichwort sagt: ‚Ist das Werkzeug gut, es die halbe Arbeit tut,' aber das wird ja eine nette Ernte geben, wenn das Korn mit der Schafschere geschoren werden soll. Sollen wir nun also wirklich den Acker nicht schneiden dürfen?" fragte er.

„Nein, nein, klipp klipp klapp!" schrie die Frau und schnellte auf und ab und klippte dem Mann mit den Fingern unter der Nase. In ihrer Wut sah sie sich nicht vor, sie stolperte über einen Pfahl auf der Brücke und stürzte in den Fluß hinunter.

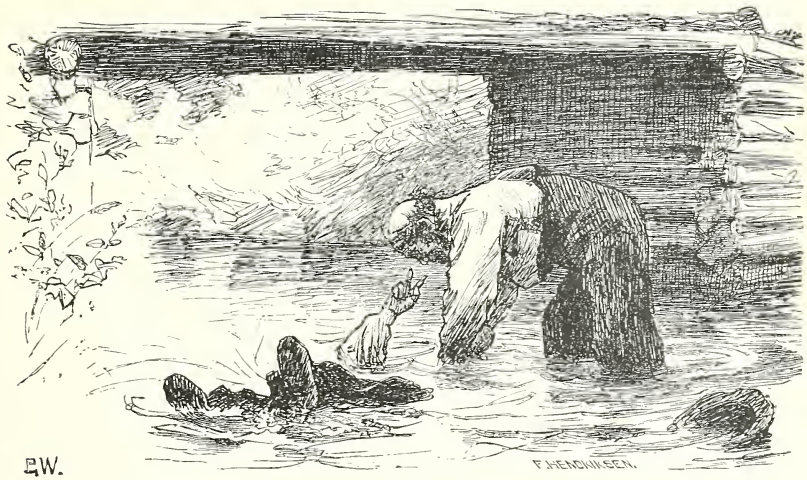
„Eine alte Gewohnheit ist schwer auszutreiben, aber es wäre doch angenehm, wenn ich auch einmal recht bekäme," dachte der Mann.

Er bog sich über den Fluß und bekam sie beim Haarschopf zu fassen, so daß der Kopf übers Wasser heraufkam. „Sollen wir den Acker schneiden?" fragte er.

„Klipp klipp klapp!" schrie die Frau.

„Ja, ich will dich lehren, zu klippen," dachte der Mann und tauchte sie wieder unter. Aber es half nichts, geschoren müsse der Acker werden, sagte sie, als er sie wieder herauszog.

„Ich kann mir nichts anderes denken, als daß das Weib verrückt ist," sagte der Mann zu sich selbst. „Mancher ist verrückt und weiß es nicht, mancher hat Verstand, und es glückt ihm nicht. Aber nun will ich es doch noch einmal probieren," sagte er. Kaum hatte er sie jedoch wieder unters Wasser getaucht, als sie auch schon die Hand herausstreckte und mit den Fingern wie mit einer Schere klippte. Da wurde der Mann wütend und tauchte sie tüchtig und lange unter;



doch plötzlich fiel ihre Hand unter das Waſſer zurück, und die Frau wurde auf einmal ſo ſchwer, daß er ſie loslaſſen mußte.

„Wenn du mich auch in das Loch hinunterziehen willſt, dann kannſt du da drunten liegen bleiben, du Luder," ſagte der Mann; und nun blieb die Frau drunten.

Aber nach einer Weile dachte der Mann, es wäre doch unrecht, wenn ſie da drunten liegen bleiben müßte und kein ehrliches Begräbnis bekäme, und ſo ging er den Fluß entlang und ſuchte und fahndete nach ihr; aber ſoviel er auch ſuchte, er fand ſie nicht. Nun nahm er einen Nachbarn und noch andere Leute von den benachbarten Höfen mit, und alle miteinander ſuchten mit ihm den ganzen Fluß ab; aber ſoviel ſie auch ſuchten, die Frau wurde nicht gefunden.

„Nein," ſagte der Mann, „das nützt alles nichts. Die Frau war nun einmal eine ganz beſondere Frau," ſagte er. „Solange ſie lebte, war ſie immer und immer entgegen, und ſo kann ſie wahr-

ſcheinlich auch jetzt nicht anders ſein. Wir müſſen droben über dem Waſſerfall ſuchen, vielleicht hat ſie ſich da hinaufgetrieben.“

Nun ja, die Leute gingen ſtromaufwärts und ſuchten über dem Waſſerfall; und der Mann hatte recht gehabt, da lag ſie. Ja, das war die Frau gegen den Strom.

Vom Haſen, der verheiratet geweſen war

Es war einmal ein Haſe, der ging draußen im Grünen ſpazieren.

„Ah, hurra! Hoppſaſa!“ ſchrie er, hüpfte und ſprang, und plötzlich machte er einen langen Purzelbaum; da ſaß er mitten drin im grünen Saatfeld.

Jetzt kam der Fuchs herbeigeſchlichen.

„Guten Tag, guten Tag, Herr Fuchs!“ rief der Haſe. „Sie müſſen wiſſen, ich bin heute ſo recht ſeelenvergnügt! Ich hatte mich verheiratet — —“

„Das war ja recht gut,“ ſagte der Fuchs.

„Ach nein,“ entgegnete der Haſe. „Es war nicht ſo beſonders gut, denn die Frau war nicht mehr die jüngſte, und dazu eine böſe Sieben.“

„Das war gar nicht gut,“ ſagte der Fuchs.

„O, es war aber auch gar nicht ſo beſonders ſchlimm, denn ſie hatte ordentlich Batzen und überdies ein Haus,“ erwiderte der Haſe.

„Das war ja gut," ſagte der Fuchs.

„Ach, es war gar nicht ſo beſonders gut," entgegnete der Haſe. „Denn das Haus verbrannte mit all unſerem Hab und Gut."

„Das war ja recht ſchlimm," ſagte der Fuchs.

„O, es war nicht einmal ſo ſchlimm," fuhr der Haſe fort. „Denn die Alte verbrannte auch mit!!!"

F. HENDRIKSEN

Die Braut des Großbauern

Es war einmal ein Großbauer, der einen ſchönen Bauernhof und viel ſilberne Taler in ſeiner Truhe und auch viel Geld im Zins ſtehen hatte. Aber etwas fehlte ihm doch, denn er war Witwer. Eines Tages war die Tochter vom benachbarten Hof bei ihm auf Arbeit. Dem Bauern gefiel das Mädchen ſehr gut, und da ſie armer Leute Kind war, dachte er, er brauche nur die Hand auszuſtrecken, dann werde ſie natürlich ſofort einwilligen. Er ſagte deshalb zu ihr, er denke daran, ſich wieder zu verheiraten.

„Ja, ja, es kommen einem ja allerlei Gedanken," sagte das Mädchen. Sie stand neben ihm und lächelte; in ihrem Herzen aber dachte sie, der alte Esel hätte auch auf etwas Gescheiteres verfallen können, als wieder heiraten zu wollen.

„Ja, und ich habe gedacht, du solltest meine Frau werden," sagte der Großbauer.

„Ich? Nein, ich danke recht schön," erwiderte das Mädchen.

Der Bauer war es nicht gewohnt, ein Nein zu hören; und je weniger ihn das Mädchen haben wollte, desto mehr wollte er sie. Da er aber nichts bei ihr ausrichten konnte, schickte er zu ihrem Vater und sagte zu diesem, wenn er das Mädchen herumbringe, wolle er ihm das Geld, das er ihm geliehen habe, erlassen, und ihm überdies das Grundstück schenken, das an seine Wiese stoße.

O, er werde seine Tochter schon herumbringen, meinte der Vater. „Sie ist noch ein Kind und weiß nicht, was gut für sie ist," sagte er. Aber so sehr er auch auf die Tochter einredete, es half alles nichts, weder gute noch böse Worte. „Ich will den Hofbauern nicht, und wenn er bis über die Ohren in feingemahlenem Golde säße!" sagte sie. Der Großbauer wartete einen Tag um den andern; schließlich aber ging ihm die Geduld aus, er wurde ärgerlich und sagte zu dem Vater des Mädchens, wenn er sein Versprechen zu halten gedenke, dann müsse jetzt etwas in der Sache geschehen, denn er wolle nicht länger warten.

Der Mann sagte, er wisse keinen andern Ausweg, als daß der Großbauer die ganze Hochzeit herrichte; wenn dann der Pfarrer und die Hochzeitsgäste da seien, solle er nach dem Mädchen schicken, wie wenn sie bei einer Arbeit behilflich sein sollte, und wenn sie dann käme, solle er sich in aller Geschwindigkeit mit ihr trauen lassen, damit sie keine Zeit hätte, es sich zu überlegen.

Dieses leuchtete dem Großbauern ein, und so ließ er kochen und backen und brauen, daß es eine Art hatte.

Als die Hochzeitsgäste versammelt waren, rief der Großbauer einen von seinen Knechten herbei und sagte zu ihm, er solle rasch in den Nachbarhof laufen und dem Bauern sagen, jetzt solle er das schicken, was er versprochen habe.

„Wenn du aber nicht wie der Wind wieder da bist," sagte er und hielt ihm die geballte Faust vors Gesicht, dann soll dir . . ." Mehr konnte er nicht sagen, denn der Knecht war schon unterwegs, als wenn es hinter ihm brennte.

„Ich soll von meinem Herrn schön grüßen und Euch um das bitten, was Ihr versprochen hättet," sagte der Knecht zu dem Mann auf dem südlichen Hofe. „Aber es muß auf der Stelle sein, denn er hat es heut über die Maßen eilig," sagte der Knecht.

„Ja, ja, lauf nur hinunter auf die Wiese und nimm sie mit, dort ist sie," sagte der Nachbarbauer.

Der Knecht verlor keinen Augenblick. Als er auf die Wiese hinunterkam, rechte die Tochter das Heu zusammen. „Ich soll das holen, was dein Vater meinem Herrn versprochen hat," sagte der Knecht.

„Ei, sieh einmal an!" dachte die Tochter.

„So so, das sollst du holen?" sagte sie. „Nun, es wird wohl die kleine fahle Stute sein. Geh nur hinüber und nimm sie mit, sie steht dort auf der andern Seite bei den Erbsenbeeten."

Der Knecht sprang auf den Rücken der fahlen Stute und jagte in vollem Galopp nach Hause.

„Hast du sie?" fragte der Großbauer.

„Ja, sie steht draußen vor der Tür," sagte der Knecht.

„Dann führe sie hinauf in die Kammer meiner Frau," sagte er.

„Ach lieber Herr, wie soll das möglich sein?" sagte der Knecht.

„Tu, was ich dir sage!“ befahl der Großbauer. „Und wenn du nicht mit ihr fertig wirst, nimm dir noch ein paar Leute zu Hilfe,“ sagte er, denn er dachte, das Mädchen würde sich vielleicht sträuben.

Als nun der Knecht den Ausdruck in dem Gesicht seines Herrn sah, wußte er, daß da kein Widerspruch geduldet wurde. Er lief also hinaus und holte alle die Knechte, die da waren, herbei; die einen zogen vorne, die andern schoben hinten, und so brachten sie schließlich das Pferd die Treppe hinauf und in die Kammer hinein; da lag der Hochzeitsstaat bereit.

„Hausvater, jetzt habe ich es getan,“ sagte der Knecht. „Aber es war ein schweres Stück Arbeit, das schlimmste, was ich je hier auf dem Hof habe tun müssen.“

10*

„Ja ja, du ſollſt es auch nicht umſonſt getan haben," ſagte der Großbauer. „Schick jetzt die Weibsleute hinauf, damit ſie ſie ſchmücken."

„Ach du lieber Gott!" rief der Knecht.

„Keine Widerrede! Sie ſollen ſie ſchmücken und weder Kranz noch Krone weglaſſen."

Der Knecht eilte in die Küche hinunter. „Hört, ihr Mägde, ihr sollt gleich hinauf und die kleine fahle Stute als Braut schmücken. Der Herr will, scheint's, der Hochzeitsgesellschaft einen ganz besonderen Spaß machen."

Nun ja, die Mägde hängten der kleinen fahlen Stute alles an, was da war, und dann ging der Knecht hinunter und sagte, nun sei sie fertig und mit Kranz und Krone geschmückt.

„Das ist recht, jetzt führt sie herein!" befahl der Hausherr. „Ich will sie selbst an der Tür in Empfang nehmen."

Es polterte gewaltig die Treppe herunter; diese Braut ging wahrhaftig nicht in seidenen Schuhen! Aber als die Tür nach der großen Diele aufging und der Großbauer heraustrat, da konnten die Leute ein Lachen und Kichern nicht unterdrücken. Der Großbauer aber war so vergnügt mit der Braut, daß er von da an um keine andere mehr geworben haben soll.

Schloß Soria Moria

Es waren einmal zwei Eheleute, die hatten einen Sohn, der hieß Halvor. Von seiner Kindheit an wollte der Knabe durchaus nichts arbeiten, sondern saß nur immer im Ofenwinkel und wühlte in der Asche. Die Eltern taten ihn zu verschiedenen Meistern in die Lehre, aber Halvor tat nirgends gut; sobald er einige Tage fort=

gewesen war, lief er wieder aus der Lehre, kam nach Hause zurück setzte sich auf den Herd und wühlte wieder in der Asche. Da kam einmal ein Schiffer in die Hütte, der fragte Halvor, ob er nicht Lust hätte, mit ihm aufs Meer hinauszuziehen und fremde Länder zu sehen. Ja, dazu hatte Halvor große Lust, und da brauchte er nicht lange, um sich fertig zu machen.

Wie lange die beiden schon auf dem Meere umhergesegelt waren, weiß ich nicht genau; aber schließlich brach ein heftiger Sturm los, und nachdem der Sturm sich gelegt hatte und die See wieder ruhig war, wußten die Schiffsleute nicht mehr, wo sie sich befanden; sie waren an eine fremde Küste getrieben, die keiner von ihnen kannte.

Weil aber jetzt gar kein Wind wehte und sie deshalb stilliegen mußten, bat Halvor den Schiffer, ans Land gehen und sich dort ein wenig umsehen zu dürfen, denn er wolle lieber umherwandern, als immer in seiner Koje liegen und schlafen.

„Denkst du denn, du könntest dich so vor andern Leuten sehen lassen?“ fragte der Schiffer. „Du hast ja nichts zum Anziehen als die Lumpen, die du auf dem Leibe trägst.“

Aber Halvor bat so lange, bis der Schiffer ihn schließlich gehen ließ; nur mußte er versprechen, sobald sich ein Wind erhöbe, sogleich wieder aufs Schiff zurückzukehren. Halvor ging also ans Land; und welch ein schönes Land war das! Wohin er kam, sah er weite Ebenen mit fruchtbaren Äckern und Wiesen, aber nirgends erblickte er einen Menschen. Nach einiger Zeit erhob sich auch ein Wind, aber Halvor hatte noch nicht genug gesehen und wollte lieber noch etwas weitergehen, in der Hoffnung, vielleicht auch noch auf Menschen zu stoßen. Nach einer Weile kam er an eine breite Landstraße, die so flach und eben war, daß man gut ein Ei darauf hätte hinrollen lassen können. Auf diesem Wege ging Halvor weiter, und als es Abend wurde,

tauchte in weiter Ferne ein großes, schimmerndes Schloß vor ihm auf. Da er nun schon den ganzen Tag unterwegs war und keinen Mundvorrat mitgenommen hatte, fühlte er jetzt einen wahren Wolfshunger: aber je näher er dem Schlosse kam, desto ängstlicher wurde ihm zumute.

Als er das Schloß erreicht hatte, kam er zuerst in die Küche, wo ein helles Feuer auf dem Herd brannte. Die Küche war so prächtig ausgestattet, wie Halvor noch nie eine gesehen hatte; es glänzte und gleißte von goldenen und silbernen Geräten, aber nirgends war ein Mensch zu entdecken. Nachdem Halvor eine Weile gewartet hatte und immer noch niemand kam, ging er an die nächste Tür und machte sie auf. Er kam in ein Zimmer, da saß eine Prinzessin, die spann an einem Spinnrocken.

„Ist es möglich!“ rief die Prinzessin. „Wagt eine Christenseele hierherzukommen? Aber mach nur, daß du wieder fortkommst, wenn dir dein Leben lieb ist, denn hier wohnt ein Troll mit drei Köpfen, der verschlingt dich mit Haut und Haar.“

„Und wenn er vier hätte, so wäre es mir auch einerlei,“ erwiderte Halvor. „Ich möchte mir den Kerl wohl einmal ansehen und gehe auch nicht fort, denn ich habe nichts Böses getan. Aber zuerst mußt du mir etwas zu essen geben, denn ich habe einen Wolfshunger.“

Nachdem sich Halvor satt gegessen hatte, sagte die Prinzessin, er solle probieren, ob er das Schwert schwingen könne, das drüben an der Wand hänge. Nein, Halvor konnte es nicht schwingen, er konnte es nicht einmal aufheben.

„Trink einen Schluck aus der Flasche, die daneben hängt,“ sagte die Prinzessin. „Das tut der Troll, wenn er mit dem Schwerte auszieht.“

Halvor tat einen tüchtigen Zug aus der Flasche, und da konnte er das Schwert mit der größten Leichtigkeit durch die Luft sausen

lassen. Jetzt, meinte er, könne der Troll kommen, wann er wolle; und kaum hatte er es gesagt, als auch der Troll schon angetrollt kam.

„Hutetutu! Hier riecht's nach Christenfleisch!" rief der Troll, indem er seine Köpfe zur Tür hereinstreckte.

„Ja, das sollst du gleich gewahr werden," sagte Halvor und schlug ihm alle Köpfe auf einmal ab.

Die Prinzessin war glückselig, daß sie nun gerettet war. Sie sang und sprang vor lauter Freude; aber plötzlich fielen ihr ihre Schwestern ein, und sie sagte: „Ach, wenn doch meine Schwestern auch befreit wären!"

„Wo sind sie?" rief Halvor.

Da erzählte ihm die Prinzessin, die eine werde von einem Troll auf einem Schloß gefangen gehalten, das sechs Meilen entfernt sei, und die andere auf einem zweiten Schlosse, das noch neun Meilen weiter entfernt liege.

„Aber jetzt mußt du mir zuerst helfen, den Rumpf hier hinauszuschaffen," sagte die Prinzessin.

Ja, Halvor war stark genug dazu. Er schaffte den Rumpf und die Köpfe hinaus und machte im Handumdrehen alles sauber und ordentlich. Dann ließ er es sich wohl sein, und am nächsten Morgen beim ersten Tagesgrauen machte er sich auf den Weg. Er gönnte sich keine Ruhe, sondern wanderte den ganzen Tag ohne Aufenthalt. Als er das Schloß erblickte, wurde ihm wieder ängstlich zumut; dieses Schloß war viel prächtiger als das erste, aber auch hier war kein Mensch zu sehen. Halvor ging in die Küche und von da gleich in das nächste Zimmer hinein.

„Wie!" rief die Prinzessin. „Wagt sich eine Christenseele hierher? Ich weiß nicht, wie lange ich nun schon hier bin, aber während der ganzen Zeit habe ich doch nie einen Menschen gesehen. Aber es ist

gewiß am besten, du machst dich eilig wieder davon, denn hier wohnt ein Troll mit sechs Köpfen."

„Nein, ich gehe nicht, und wenn er noch sechs dazu hätte!" erwiderte Halvor.

„Er verschlingt dich lebendig mit Haut und Haar!" rief die Prinzessin.

Aber es half alles nichts, Halvor wollte nicht wieder fortgehen; er sagte, er fürchte sich nicht vor dem Troll, aber essen und trinken wolle er, denn er sei entsetzlich hungrig nach dem langen Marsche. Nun bekam er zu essen und zu trinken, soviel er Lust hatte, aber dann wollte ihn die Prinzessin wieder fortschicken.

„Nein, ich gehe nicht," sagte Halvor, „denn ich habe nichts Böses getan und brauche mich nicht zu fürchten."

„Danach fragt der Troll nicht, er frißt dich einfach auf. Wenn du aber durchaus nicht gehen willst, versuche einmal das Schwert dort zu schwingen, das der Troll in den Krieg mit nimmt."

Aber Halvor konnte das Schwert nicht schwingen. Da sagte die Prinzessin, er solle einen Trunk aus der Flasche tun, die daneben hänge; und als Halvor das getan hatte, konnte er das Schwert ganz leicht schwingen.

Jetzt kam der Troll nach Hause: er war so groß und breit, daß er seitwärts durch die Tür gehen mußte. Doch kaum hatte er den ersten Kopf hereingesteckt, als er auch schon ausrief: „Hutetutu! Es riecht gewaltig nach Christenfleisch!" In demselben Augenblick aber schlug ihm Halvor den Kopf ab, und danach alle die andern dazu.

Die Prinzessin war glückselig, das könnt ihr euch denken, aber dann fielen ihr ihre Schwestern ein, und sie wünschte von Herzen, diese möchten doch auch erlöst werden. Halvor meinte, dazu könne schon Rat werden, und wollte sogleich wieder fort; doch zuerst half er der Prinzessin den toten Troll hinausschaffen, und dann machte er sich

am nächsten Morgen in aller Frühe auf den Weg. Das war ein weiter Weg bis zum Schlosse! Halvor mußte tüchtig ausschreiten, um bei guter Zeit hinzugelangen.

Gegen Abend tauchte das Schloß vor ihm auf, und es war noch viel prächtiger als die beiden ersten. Aber jetzt war ihm fast gar nicht mehr ängstlich zumute, und er ging durch die Küche geradenwegs ins Zimmer hinein. Hier saß eine Prinzessin, die war so wunderschön, daß man es gar nicht beschreiben kann, und sie sagte ganz dasselbe wie ihre Schwestern, nämlich: seit sie bei dem Troll wohne, sei noch nie ein Mensch hierhergekommen, er solle nur gleich wieder gehen, sonst verschlinge ihn der Troll lebendig mit Haut und Haar; der Troll aber habe neun Köpfe.

„Und wenn er noch neun dazu hätte, so gehe ich doch nicht!" sagte Halvor und stellte sich an den Ofen.

Die Prinzessin bat und flehte, daß er gehen solle, damit ihn der Troll nicht auffresse, aber Halvor sagte: „Er soll nur kommen, wenn es ihn gelüstet." Da gab ihm die Prinzessin das Trollschwert, und damit er es schwingen könne, ließ sie ihn einen Trunk aus der Flasche tun.

Nach einer kleinen Weile kam der Troll mit lautem Schnauben daher; er war aber noch größer und breiter als die beiden ersten und mußte auch seitwärts durch die Tür gehen.

„Hutetutu, hier riecht's nach Christenfleisch!" schrie er. In demselben Augenblick aber hieb ihm Halvor den ersten Kopf ab und dann auch alle die andern, der letzte aber war über die Maßen zäh, den abzuhauen war das schwerste Stück Arbeit, das Halvor je vollbracht hatte, obgleich er ja ein sehr starker Mann war.

Jetzt kamen alle drei Prinzessinnen auf dem Schlosse zusammen und waren so lustig und guter Dinge wie noch nie in ihrem Leben. Alle drei waren in Halvor verliebt, und er in sie; da sagten sie, er

dürfe ſich die von ihnen wählen, die er am liebſten habe; die jüngſte aber hatte ihn von allen dreien am liebſten. Doch jetzt betrug ſich Halvor recht ſonderbar; er wurde ganz ſtill und traurig, da fragte ihn die jüngſte Prinzeſſin, was ihm denn fehle, und ob es ihm denn nicht bei ihnen gefiele.

„Doch," ſagte Halvor, „es gefalle ihm ſehr gut bei ihnen, er habe ja im Überfluß zu leben, und es gehe ihm ausgezeichnet, aber er habe Heimweh nach ſeinen Eltern und wolle ſie ſo ſchrecklich gerne wiederſehen."

Die Prinzeſſinnen meinten, das ließe ſich ſchon machen, und ſie ſagten zu ihm: „Du ſollſt unbeſchädigt hin und zurückgelangen, wenn du genau befolgſt, was wir dir ſagen."

„O nein," ſagte Halvor, „ich werde gewiß nichts anderes tun."

Da zogen ſie ihm ſo prächtige Kleider an, daß er ausſah wie ein Königsſohn, und ſteckten ihm einen Ring an den Finger; der Ring aber hatte die Eigenſchaft, daß er ſich damit hin und wieder zurückwünſchen konnte. Die Prinzeſſinnen aber ſchärften ihm wohl ein, den Ring ja nicht zu verlieren und auch ihren Namen nicht zu nennen, denn ſonſt ſei es aus mit der ganzen Herrlichkeit, und er würde ſie nie wiederſehen.

„Wäre ich doch jetzt daheim bei meinen Eltern!" ſagte Halvor; und kaum hatte er den Wunſch ausgeſprochen, ſo ging er auch ſchon in Erfüllung. Ehe er ſich's verſah, ſtand Halvor vor dem Hauſe ſeiner Eltern. Es war eben um die Dämmerſtunde; und als die Eltern einen ſo ſtattlichen, vornehmen Herrn eintreten ſahen, erſchraken ſie ſehr und bückten ſich und verneigten ſich. Halvor fragte, ob er nicht hier übernachten könne. Nein, das könne durchaus nicht ſein, ſagten ſie. Sie ſeien nicht ſo eingerichtet, und es fehle ihnen an allem, was ein ſolcher Herr gewohnt ſei. Er ſolle lieber aufs Schloß gehen,

es sei gar nicht weit dahin, man könne den Schornstein von hier aus sehen. „Dort gibt es alles in Hülle und Fülle!“ sagten die Leute.

Aber dem Fremden gefiel dieser Vorschlag nicht, er wollte durchaus dableiben; die Leute blieben jedoch dabei, er müsse aufs Schloß gehen, da gebe es zu essen und zu trinken, während sie ihm nicht einmal einen Stuhl zum Sitzen anbieten könnten.

„Nein,“ sagte Halvor, „aufs Schloß gehe ich erst morgen früh: laßt mich nur die Nacht über bei euch bleiben, ich kann mich ja auf den Herd setzen!

Dagegen war nichts einzuwenden; Halvor setzte sich also auf den Herd und fing an, in der Asche zu wühlen, wie er getan hatte, als er noch daheim war und auf der faulen Haut lag.

Sie unterhielten sich nun von mancherlei: Halvor erzählte von dem und jenem, und schließlich fragte er die Leute auch, ob sie nie Kinder gehabt hätten. Doch, sagten sie, sie hätten einen Jungen gehabt, namens Halvor, aber sie wüßten nicht, wo er sich herumtreibe, und ebensowenig wüßten sie, ob er noch am Leben sei.

„Könnte ich denn nicht euer Sohn sein?“ fragte Halvor.

„Nein, nein, das weiß ich ganz gewiß,“ sagte die Frau. „Unser Halvor war immer faul und träge und mochte nie das geringste tun, und überdies war er so zerlumpt, daß die Fetzen nur so an ihm herunterhingen. Aus ihm hätte niemals ein solcher Herr werden können, wie Ihr einer seid.“

Nach einer Weile fachte die Frau die Glut auf dem Herd an: und als der helle Schein auf Halvor fiel, der gerade wie früher dasaß und in der Asche wühlte, da erkannte ihn seine Mutter wieder.

„Ja, bist du es denn wirklich, Halvor?“ fragte sie. Jawohl, er war es. Die beiden Alten gerieten ganz außer sich vor Freude. Halvor mußte erzählen, wie es ihm ergangen war, und die Mutter

war so überglücklich, daß sie ihn auf der Stelle aufs Schloß schicken wollte, damit er sich dort den Mägden zeige, die ihn früher so von oben herab behandelt hatten. Sie lief voraus. Und als sie auf dem Schlosse angekommen war, erzählte sie, Halvor sei heimgekommen, und alle würden sich baß verwundern, wie vornehm er geworden sei. „Er sieht gerade aus wie ein Prinz," sagte sie.

„Das muß wahr sein," sagten die Mägde verächtlich. „Er wird wohl noch derselbe Lump sein, der er immer gewesen ist."

In diesem Augenblick trat Halvor ein; da erschraken die Mägde so sehr, daß sie ihre Kleider auf dem Herd, wo sie sich eben flohten, liegen ließen und im Unterrock davonliefen. Als sie dann wieder hereinkamen, schämten sie sich sehr und wagten Halvor, gegen den sie früher so stolz und übermütig gewesen waren, fast nicht anzusehen.

„Ja, ihr habt euch immer für besonders hübsch und schön gehalten und gemeint, solche Mädchen wie euch gebe es gar nicht mehr. Aber ihr solltet nur die älteste Prinzessin sehen, die ich befreit habe, sagte Halvor. „Mit ihr verglichen, seht ihr aus wie Stallmägde. Die zweite ist noch schöner, die jüngste aber, die meine Braut ist, die ist schöner als die Sonne und der Mond. Ich wollte nur, sie wären hier, da würdet ihr Augen machen!" sagte Halvor.

Kaum hatte er das gesagt, als auch schon die Prinzessinnen vor ihm standen; aber da wurde ihm ganz unheimlich zumute, denn jetzt fiel ihm ein, was sie zu ihm gesagt hatten. Auf dem Schlosse aber wurde für die Prinzessinnen ein großes Gastmahl hergerichtet, und es wurde ihnen alle mögliche Ehre erwiesen; sie wollten jedoch nicht lange auf dem Schlosse verweilen. „Komm mit zu deinen Eltern," sagten sie zu Halvor, „wir wollen die Umgegend ein wenig ansehen." Da verließ Halvor mit ihnen das Schloß. Nicht weit davon kamen sie an ein großes Wasser, und dicht bei dem Wasser war ein schöner grüner

Hügel. Hier wollten die Prinzessinnen sich niedersetzen, um eine Weile auszuruhen, denn der Ausblick auf das Wasser sei gar so hübsch, sagten sie.

Sie ließen sich also auf dem Hügel nieder, und nachdem sie eine Weile dagesessen hatten, sagte die jüngste Prinzessin: „Komm, Halvor, ich will dir den Kopf ein wenig krauen.“ Halvor legte seinen Kopf auf ihren Schoß, und es dauerte nicht lange, da schlief er ein. Nun zog ihm die Prinzessin den Ring vom Finger und steckte ihm einen andern dafür an. Hierauf sagte sie: „Haltet euch nun alle fest an mir!“ und: „Wären wir doch jetzt auf Schloß Soria Moria!“

Als Halvor aufwachte und sah, daß ihn die Prinzessinnen verlassen hatten, weinte er bitterlich, und er war so untröstlich, daß ihn seine Eltern gar nicht wieder beruhigen konnten. So sehr sie ihn auch baten, er wollte nicht bei ihnen bleiben, sondern nahm Abschied von ihnen und sagte, er werde sie wohl nie wiedersehen; wenn er die Prinzessinnen nicht wiederfinde, wolle er gar nimmer weiterleben.

Er hatte noch dreihundert Taler; diese steckte er in die Tasche, und dann machte er sich auf den Weg. Nachdem er eine Weile gegangen war, begegnete er einem Manne mit einem Pferd. Halvor wollte das Pferd kaufen und begann mit dem Manne darum zu handeln.

„Ich hatte freilich nicht im Sinn, es zu verkaufen,“ sagte der Mann. „Aber wenn wir handelseinig werden, kannst du es haben.“

Halvor fragte, was er denn für das Pferd verlange.

„Viel habe ich selbst nicht dafür gegeben, und es ist auch nicht viel wert. Es ist zwar gut zum Reiten, aber zum Ziehen taugt es nicht; doch wird es immerhin Euch mitsamt Eurem Vorratsranzen tragen können, wenn Ihr zwischendurch wieder ein Stück zu Fuß geht.“

Sie einigten sich nun um den Preis, — dann legte Halvor seinen Sack auf das Pferd, und nun ritt er bald ein Stück, bald ging er

ein Stück zu Fuß nebenher. Gegen Abend gelangte er an einen grünen Hügel mit einem großen Baum darauf, und hier hielt Halvor an. Er warf dem Pferd die Zügel über den Hals, nahm seinen Vorratsranzen herunter und legte sich unter den Baum, um zu schlafen.

Sobald der Tag graute, zog er wieder weiter, denn er hatte durchaus keine Ruhe, und so ritt und ging er abwechslungsweise den ganzen Tag hindurch durch einen großen Wald, wo viele grüne Plätze waren, die herrlich zwischen den Bäumen hindurchschimmerten. Halvor wußte nicht mehr, wo er war, und ebensowenig, wohin dieser Weg führte; aber er gönnte sich keine Ruhe, außer wenn das Pferd etwas Futter brauchte und er selbst auf einem der grünen Plätze seinen Vorratsranzen aufmachte. Er ging und ritt abwechslungsweise immer weiter durch den Wald dahin, der kein Ende nehmen wollte.

Aber am nächsten Morgen, als eben der Tag graute, sah er, daß es zwischen den Bäumen lichter wurde. „Ach, wenn ich doch dort draußen Leute fände, wo ich mich ein wenig wärmen und etwas zu essen bekommen könnte!“ dachte er. Nachdem er noch eine Strecke gegangen war, erreichte er eine ärmliche Hütte, und durch die Fensterscheiben sah er drinnen einen Mann und eine Frau sitzen, die waren sehr alt, mit eisgrauen Haaren, und die Frau hatte eine ungeheuer lange Nase, mit der sie eben das Feuer auf dem Herd anfachte.

„Guten Abend!“ sagte Halvor, als er eintrat.

„Guten Abend!“ sagte die Frau. „Was führt Euch hierher? Es ist schon über hundert Jahre her, daß keine Christenseele mehr hier war.“

Halvor erzählte ihr, daß er nach Schloß Soria Moria wolle, und fragte dann, ob sie nicht den Weg dahin wisse.

„Nein,“ sagte die Alte, „ich weiß ihn nicht. Aber jetzt geht gleich der Mond auf, den will ich fragen, und er wird ihn schon wissen, er

11*

müßte ihn eigentlich auch kennen, denn er beſcheint ja alles und ſieht alles." Als dann der Mond glänzend hell über den Bäumen ſtand, ging die Frau hinaus und rief: „Mond, Mond! Kannſt du mir nicht den Weg nach Schloß Soria Moria zeigen?"

„Nein," ſagte der Mond, „denn als ich in jener Gegend ſchien, verdeckte mir eine Wolke die Ausſicht."

„Warte nur noch ein wenig," ſagte die Alte. „Jetzt kommt bald der Weſtwind, der weiß es gewiß, denn er bläſt und weht in jeden Winkel. Ei ſieh, du haſt ja auch ein Pferd," ſagte ſie, als ſie wieder hereinkam. „Ach, laß doch das arme Tier nicht hungrig an der Tür

stehen, sondern führe es ein wenig auf die Koppel hinaus. Oder möchtest du es nicht vielleicht vertauschen? Wir haben ein Paar alte Stiefel hier, worin du sieben Meilen in einem Schritt zurücklegen kannst, die will ich dir für dein Pferd geben, dann kommst du um so rascher nach Schloß Soria Moria."

Halvor war sehr bereit zu dem Tausche, und die Alte tanzte und sprang vor lauter Freude über das Pferd. „Denn jetzt kann ich auch in die Kirche reiten," rief sie.

Halvor litt es nicht länger, und er wollte sogleich weiter, aber die Alte sagte, er brauche nicht so sehr zu eilen. „Ein Bett kann ich dir leider nicht anbieten, aber schlaf nur ein wenig auf der Bank dort drüben, ich werde indessen aufpassen, bis der Westwind kommt."

Nach einer Weile kam auch wirklich der Westwind mit so lautem Gepolter dahergesaust, daß die Hütte in allen Fugen krachte.

„Westwind! Westwind!" rief die Alte. „Kannst du mir sagen, wo der Weg nach Schloß Soria Moria ist? Hier ist jemand, der dahin will!"

„O ja, den kenne ich sehr gut," sagte der Westwind. „Ich bin eben dorthin unterwegs, um die Kleider zur Hochzeit zu trocknen, die nächstens stattfinden wird. Wenn er gut zu Fuß ist, kann er mitkommen."

Eilig ging Halvor hinaus.

„Du mußt ordentlich flink sein, wenn du mit willst," sagte der Westwind. Und nun ging's davon über Berge und Täler, über Land und Strand, daß Halvor kaum mitkommen konnte.

Plötzlich sagte der Westwind: „Jetzt kann ich nicht weiter mit dir reisen, denn ehe ich auf die Bleiche komme, um die Kleider zu trocknen, muß ich noch eine Strecke Tannenwald umreißen. Aber wenn du dieser Hügelkette entlang gehst, kommst du zu ein paar Mägden, die dort Kleider waschen, und von da ist es nicht mehr weit nach Schloß Soria Moria."

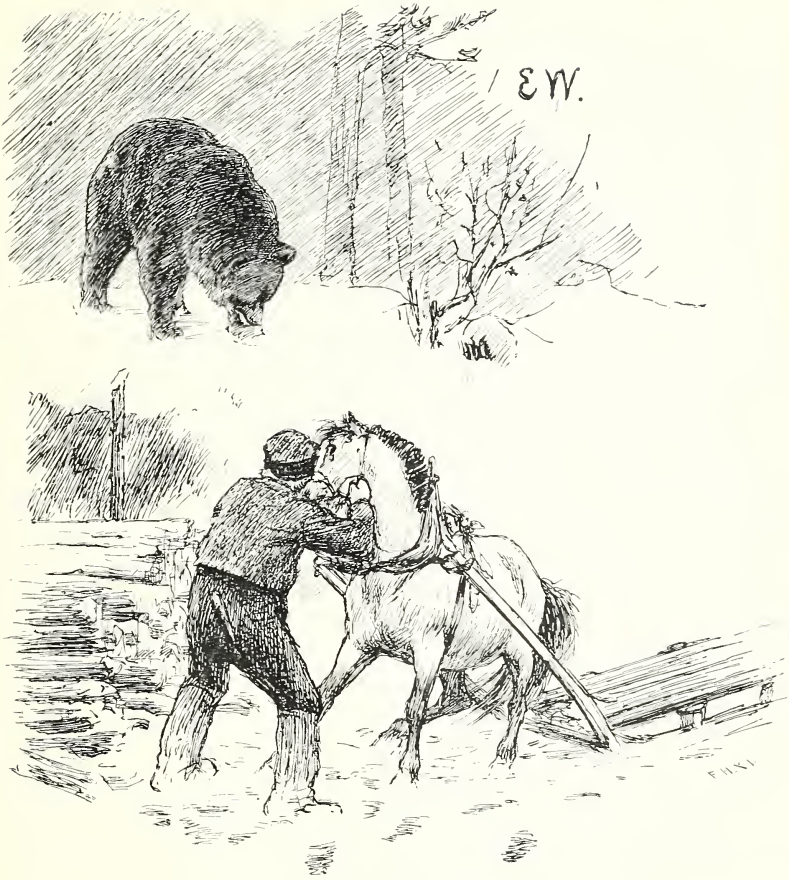
Nach einer Weile kam Halvor richtig bei den Mägden an, die eben beim Waschen waren. Sie fragten ihn, ob er den Westwind nicht gesehen habe, der bestellt sei, die Kleider zur Hochzeit zu trocknen.

„Doch," sagte Halvor. „Er reißt nur eben noch eine Strecke Tannenwald um, wird aber nicht mehr lange auf sich warten lassen." Hierauf fragte er sie, wo der Weg nach Schloß Soria Moria sei. Die Mägde zeigten ihm den Weg, und als er ans Schloß kam, wimmelte es da von lauter Menschen und Pferden. Halvors Kleider aber waren auf der Reise mit dem Westwind über Stock und Stein so zerlumpt und zerfetzt worden, daß er sich nicht sehen lassen mochte und sich immer abseits hielt. Erst am letzten Tag faßte er sich ein Herz und ging auch hinein, als sich die Gäste eben zu Tisch setzten. Als sie nun, wie es Sitte und Brauch ist, auf das Wohl der Braut und des Bräutigams tranken und der Mundschenk sämtlichen Anwesenden, dem Brautpaar, den Rittern und Knappen zutrank, kam der Becher schließlich auch zu Halvor. Er brachte ein Hoch auf das Brautpaar aus, ließ aber dann den Ring, den ihm die Prinzessin an den Finger gesteckt hatte, während er am Wasser eingeschlafen war, in den Becher fallen und bat den Mundschenk, er solle die Braut von ihm grüßen und ihr den Becher reichen.

Als nun die Prinzessin den Ring gewahrte, stand sie sogleich vom Tische auf und sagte: „Wer hätte es wohl mehr verdient, eine von uns zur Frau zu bekommen: der, der uns befreit hat, oder der, der als Bräutigam am Tische sitzt?"

Darüber könne nur eine Ansicht herrschen, meinten alle, und als Halvor das hörte, säumte er nicht, seine Lumpen abzuwerfen und sich als Bräutigam zu schmücken.

„Ja, das ist der rechte!" rief die jüngste Prinzessin, als sie ihn erblickte. Sie gab dem andern sogleich den Laufpaß und hielt Hochzeit mit Halvor.



Schlecht belohnte Wohltat

Es war einmal ein Mann, der fuhr in den Wald, um Holz zu holen. Da begegnete ihm ein Bär.

„Gib mir dein Pferd, sonst zerreiße ich dir im nächsten Sommer alle deine Schafe!“ rief Meister Petz.

„Ach, daß Gott erbarm!“ ſagte der Mann. „Ich habe kein Scheit Holz mehr. Laß mich nur erſt ein Fuder Holz heimfahren, ſonſt müſſen wir alle erfrieren. Ich komme dann morgen wieder und bringe dir das Pferd.“

Der Bär war damit einverſtanden. Wenn er aber nicht wiederkomme, ſagte Meiſter Petz, dann ſei es im Sommer um alle ſeine Schafe geſchehen.

Der Mann lud ſein Holz auf und fuhr damit nach Hauſe; aber wie man ſich wohl denken kann, war er nicht ſehr vergnügt über den Handel. Unterwegs begegnete er einem Fuchs.

„Warum biſt du denn ſo traurig?“ fragte der Fuchs.

„Ach, ich bin droben im Walde mit einem Bären zuſammengetroffen und habe verſprechen müſſen, ihm morgen um dieſe Zeit mein Pferd zu bringen,“ ſagte der Mann. „Wenn ich das nicht täte, drohte er, im Sommer alle meine Schafe zu zerreißen.“

„Was, iſt es nichts als das?“ rief der Fuchs. „Wenn du mir den fetteſten Bock aus deinem Stall verſprichſt, will ich dich von dem Bären befreien.“

Der Mann ging gern auf dieſen Vorſchlag ein, und er gab dem Fuchs ſein Wort darauf.

„Wenn du morgen mit dem Pferd zu dem Bären hinauskommſt,“ ſagte der Fuchs, „werde ich drüben am Abhang jodeln, und wenn dann der Bär fragt, was das ſei, ſagſt du, das ſei Peter, der Schütz, der beſte Jäger im ganzen Land. Ja, und nachher mußt du dir ſelbſt weiter helfen,“ ſagte der Fuchs.

Am nächſten Morgen zog der Mann mit dem Pferd aus, und als er mit dem Bären zuſammentraf, ertönte plötzlich droben auf dem Berg ein lautes Jodeln.

„Horch, was iſt das?“ fragte der Bär.

„O, das ist Peter, der Schütz, der beste Jäger im ganzen Land. Ich erkenne ihn an der Stimme," sagte der Mann.

„Hast du nicht einen Bären gesehen?" tönte es durch den Wald.

„Sag nein!" flüsterte der Bär.

„Nein, ich habe keinen Bären gesehen," sagte Erich.

„Was ist denn das dort, das neben deinem Schlitten steht?" rief es aus dem Wald heraus.

„Sag, es sei ein alter Baumstumpf!" flüsterte der Bär.

„Ach, es ist nur ein alter Baumstumpf," sagte Erich.

„Solche Baumstümpfe ladet man bei uns auf den Schlitten!" rief es aus dem Wald heraus. „Und wenn du's nicht allein kannst, will ich kommen und dir helfen."

„Sage, du könnest es allein, und wälze mich auf den Schlitten!" befahl der Bär.

„Nein, ich danke, ich bringe es schon allein zustande," sagte der Mann und wälzte den Bären auf den Schlitten.

„Solche Baumstümpfe bindet man bei uns auf den Schlitten fest!" rief die Stimme aus dem Walde. „Soll ich kommen und dir helfen?" setzte sie hinzu.

„Sag, du könnest es allein, und binde mich fest!" flüsterte der Bär.

„Nein, ich danke, ich kann es allein," sagte der Mann und band den Bären mit allen Stricken, die er bei sich hatte, so fest auf den Schlitten, daß er kein Glied mehr rühren konnte.

„Und wenn sie festgebunden sind, haut man bei uns die Axt hinein!" rief es aus dem Walde heraus. „Dann geht es sicherer über die großen Berge!"

„Tu, als ob du deine Axt in mich hineinschlügest," flüsterte der Bär.

Da nahm der Mann seine Axt und zerspaltete damit dem Bären die Hirnschale, daß er auf der Stelle tot war. Darauf kam der Fuchs herbei, und der Bauer schloß mit dem Fuchs gute Freundschaft. Aber als sie nicht mehr weit von dem Bauernhofe entfernt waren, sagte der Fuchs:

„Ich würde dich ganz gerne vollends nach Hause begleiten, aber ich kann deine Hunde nicht leiden. Ich will deshalb lieber hier warten, und du kannst mir den Bock herausbringen. Aber nimm einen, der ordentlich fett ist!"

Der Mann versprach es und dankte dem Fuchs für seine Hilfe. Nachdem er sein Pferd in den Stall gebracht hatte, ging er hinüber in den Schafstall.

„Wo willst du hin?" fragte seine Frau.

„O, ich will nur in den Schafstall und für den guten Fuchs, der mein Pferd gerettet hat, einen fetten Bock holen," sagte der Mann. „Das habe ich ihm versprochen."

„Wer zum Kuckuck wird denn dem verstohlenen Fuchs einen Bock geben!" rief das Weib. „Unser Pferd haben wir ja und den Bären dazu. Der Fuchs aber hat uns gewiß schon mehr Gänse gestohlen, als der Bock wert ist, und wenn er es bis jetzt nicht getan hat, so wird er es schon noch tun," sagte sie. „Nein, nein, steck lieber zwei von deinen bissigsten Hunden in den Sack und laß diese auf den Fuchs los, dann sind wir den Hallunken vielleicht für immer quitt," sagte das Weib.

Dieser Rat gefiel dem Manne; er fing seine zwei bissigsten Hunde ein, steckte sie in den Sack und ging damit hinaus.

„Hast du den Bock?" fragte der Fuchs.

„Jawohl, komm nur und nimm ihn," sagte der Mann, indem er den Sack aufmachte und die Hunde herausließ.

„Au, au!“ rief der Fuchs. „Ja, was das alte Sprichwort ſagt, iſt wirklich wahr: Undank iſt der Welt Lohn!“ Damit machte er einen gewaltigen Satz, denn er ſah, daß die roten Hunde hinter ihm her waren.

Albert Langen, Verlag für Litteratur und Kunst, München

Wilhelm Schulz

Der Prutzeltopf

Ein Kinderbuch

Luſtige Verſe mit vielen bunten Bildern

Preis kartoniert 3 Mark

Berner Bund: In dieſem Kinderbuche hat uns der humorvolle Maler-poet Wilhelm Schulz ein modernes Kinderbuch beſchert, das hochkünſtleriſch und dabei doch im wahrſten Sinne kindlich iſt. Bei Wilhelm Schulz' Bildern und Verſen hat man durchaus das Gefühl des Natürlichen, Selbſtverſtändlichen. Ein ſonniger Humor leuchtet über den Seiten dieſes Buches, das durch die Fülle ſeiner amüſanten Abenteuer das helle Entzücken unſerer Kleinen erregen wird.

Der Kunſtwart: Nach guter Struwelpeterart gibt's immer eine kleine, unaufdringliche Moral von der Geſchichte, aber das Beſte ſind doch die ganz kindermäßigen und zugleich echten, oft faſt großen Phantaſieanſchauungen, die das Kind aus den klaren und künſtleriſch feinen Bildern empfängt.

Berliner Tageblatt: Ein famoſes Buch!

Die Zeit, Wien: Das beſte Kinderbuch dieſes Jahres ſcheint mir der „Prutzeltopf" zu ſein.

Kölniſche Zeitung: Eine beſondere Empfehlung verdient noch das in letzter Stunde eingetroffene drollige Bilderbuch aus dem Verlag von Albert Langen in München: „Der Prutzeltopf, ein Kinderbuch, Bilder und Verſe von Wilhelm Schulz".

Albert Langen, Verlag für Litteratur und Kunst, München

Selma Lagerlöf

Wunderbare Reise

des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen

Ein Kinderbuch

Drei Bände

Umschlagzeichnung von Wilhelm Schulz

Preis geheftet 11 Mark, gebunden 14 Mark

Das litterarische Echo, Berlin: Unter den Freunden Selma Lagerlöfs gibt es viele, die sich nach ihrem „Gösta Berling" ein Märchenbuch aus ihrer Feder wünschten. Bei ihr finden wir noch die ursprüngliche, urwaldfrische Phantasie, die mit den Erscheinungen der Natur in innigster Verwandtschaft lebt. Wer das Trostlose unserer neueren Märchenproduktion genauer kennen gelernt hat, dieses gedankenarme Wiederkäuen tausendmal gesagter Dinge in stereotyper Form, der wird begreifen, was das Wort Ursprünglichkeit hier bedeutet. In der Tat ist die abenteuerliche Reise des kleinen Nils Holgersson eine ganz wundervolle Geschichte, vielmehr eine Reihe köstlicher Geschichten, von denen einzelne zum Besten gehören, was die Lagerlöf bisher geschrieben hat. Um sich von der Wahrheit dieser Worte zu überzeugen, schlage man das Kapitel „Karlskrona" auf, ein kleines Wunder klarer Komposition und humorvoller Phantastik. Immer wieder staunt man auf jeder Seite des Buches über die tiefe Kenntnis aller Wesen der Natur, die eine meisterliche Individualisierung erfahren.

Albert Langen, Verlag für Litteratur und Kunst, München

Helena Nyblom

Es war einmal

Märchen

Umschlagzeichnung von Th. Kittelsen

Preis geheftet M. 3,50, gebunden M. 4,50

Tägliche Rundschau, Berlin: Die Dichterin zeigt auf jeder Seite des Buches, daß sie ein warmes Herz für die Jugend hat. Der Einblick, den sie uns hier in ihr Wesen gewährt, offenbart auf das wohltuendste ihre wahre und treue Denkart, ihren innigen und warmen Ernst, ihre graziöse Heiterkeit. Sie hat im engen Rahmen dieser Märchen abgeschlossene Kunstwerke von vollendeter Schönheit, psychologische Meisterstücke geschaffen, in denen die ganze Skala der menschlichen Empfindungen vom Erhabenen bis zum Lächerlichen, vom Schalkhaften bis zum Dämonischen zu genialer dichterischer Behandlung gelangt. Helena Nyblom steht eine überraschende Kraft der Empfindung, ein außerordentlicher Reichtum der Phantasie, eine ergreifende Innigkeit des Ausdrucks und eine Fähigkeit zu Gebote, mit Farben zu malen, wie sie nur ein wirklich großer Künstler zu mischen versteht. Die Natur hat ihr ihre geheimsten Reize entschleiert. In unnachahmlicher Weise versteht sie den weltentrückten Zauber des stillen Waldfriedens, die hoheitsvolle Schönheit des Meeres zu schildern, so daß es aus ihren Märchen wie ein reiner Hauch von Walddust und Meereswehen uns entgegenweht. Und sollte auch einiges von dem, was sonst aus ihrer Feder geflossen ist, im Zeitenlauf teilweise der Vergessenheit anheimfallen: Der Garten ihrer Dichtkunst wird allezeit gleich blütenduftig prangen, wo ihre unerschöpfliche Phantasie eine immer neue Feenwelt erschließende Märchen herzaubert. Es wäre daher höchst wünschenswert, wenn der herrliche Band „Es war einmal“, wenn diese wundersamen, von Frau Martha Hartmann-Sommer in Lübeck meisterhaft verdeutschten Märchen Eingang in so manches deutsche Heim fänden!

Druck von Hesse & Becker in Leipzig